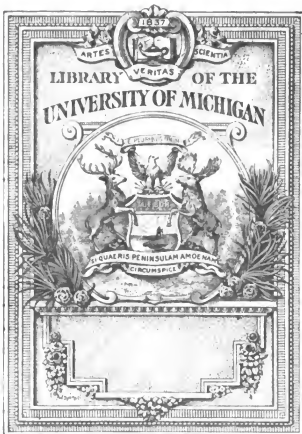
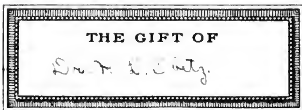

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


THE GIFT OF

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1886.

Achter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des achten Bandes.

Der letzte Folkunger.

Historischer Roman

von

E. H. v. Dedenroth.

(Schluß.)

22.

Graf Brahe hatte vor der Schlacht durch einen Zufall entdeckt, wer der „Rächer" sei. Bei einem Scharmützel, wenige Tage vor dem Treffen, hatte derselbe einen Schwerthieb gegen den Helm erhalten, der ihm eine Kontusion beigebracht. Moltke hatte nach dem Gefecht einen Moment, als er sich unbemerkt geglaubt, den Helm abgenommen, um sich den Kopf mit dem Wasser eines Waldbaches zu kühlen, er hatte es nicht gesehen, daß Graf Brahe sich in der Nähe befunden.

Hennig v. Moltke war dem Grafen aus alter Zeit bekannt, Brahe wußte es, daß der vertraute Freund König Albrecht's demselben den Fehdehandschuh hingeworfen, er wunderte sich also nicht darüber, daß Hennig gegen den König zu Felde zog, aber er begriff nicht, weshalb derselbe sein Banner nicht offen entfaltete, wie die anderen Edlen Schwedens, die Margaretha gehuldigt, was ihn bewegen könne, sein Antlitz so ängstlich zu verbergen.

Es war Ehrensache für Brahe, das Geheimniß Moltke's zu respektiren, aber die Entdeckung beunruhigte ihn doch. Entweder hatte Moltke sich den persönlichen Haß der Königin in einer Weise zugezogen, daß er nicht wagte, ihr offen seine Dienste zu bieten; oder der ehemalige vertraute Freund König Albrecht's scheute sich, der Todfeindin desselben Treue zu schwören, oder endlich, er umgab sich seines Genossen wegen mit dem Schleier des Geheimnisses, und Beide verfolgten Pläne, die erst an den Tag kommen sollten, wenn zwischen Margaretha und Albrecht der entscheidende Würfel gefallen.

Es war natürlich, daß Graf Brahe sich jetzt um so lebhafter für die beiden Ritter interessirte, als deren kühne That ihn mit Bewunderung erfüllte.

Der Abend dunkelte bereits, als die Königin jetzt ihr Roß zu den Zelten zurück wendete, überall auf dem weiten Felde, wo die Schlacht gewüthet, loderten Wachtfeuer auf, hier transportirte man Gefangene, dort häufte man Beutestücke zusammen, hier brachte man den Verwundeten Hilfe, dort jagten Reiter noch Flüchtigen nach, und wo sich die Streiter um ihre Banner bereits gesammelt, da kreiste der Becher, und Siegesjubel vermischte sich mit den Klängen frommer Dankeslieder.

Graf Brahe hatte sich in seinem Zelte eben der Rüstung entledigt, als der Edelknappe ihm meldete, zwei Ritter begehrten ihn zu sprechen. Er schritt denselben entgegen, aber er ward stutzig, er hatte gehofft, Moltke und seinen Genossen zu sehen, während die beiden Ritter andere Abzeichen trugen, als er sie am „Rächer" und an dem „Enterbten" gesehen.

„Edler Graf," redete der erste der Eintretenden Brahe an, „wir haben unter Eurem Banner gefochten, wollet Ihr uns des Handschlags entbinden, mit dem wir uns Euch verpflichtet?"

„Wer seid Ihr? Rathe ich recht, so sehe ich den ‚Rächer' und den ‚Enterbten' vor mir, Ihr habt andere Rüstungen angelegt, wollt Ihr etwa den Dank verschmähen, den die Königin Euch schuldet?"

„Wir haben unter Eurem Banner gefochten," versetzte Moltke, „und gebührt uns Lohn, so erwarten wir ihn von Euch. Ich habe nicht mehr gethan, als meine Pflicht, aber hier, mein Genosse, war der Führer, er erkannte die Gefahr, in der die Königin schwebte, er stürzte sich zuerst in den Bergstrom und fand die Furt, für ihn habe ich eine Bitte an Euch."

„Sie ist bewilligt, wenn ich sie zu gewähren vermag, aber die kühne That angemessen zu belohnen, liegt kaum in der Macht der Königin. Ihr frevelt, wenn Ihr daran zweifelt, daß die großherzige Königin Euch gerecht wird, wer Ihr auch seid, was Ihr auch gegen sie verbrochen. Sie hat es mir selbst gesagt —"

„Verzeiht," unterbrach Moltke den Grafen, „Ihr täuschet Euch. Wir haben nichts gegen sie verbrochen, und wenn Ihr meine Bitte erfüllt, werde ich nach dreien Tagen der Königin mit offenem Visir huldigen und die Bestätigung dessen erbitten, was ich heute von Euch fordere. Dieser wackere Mann hat keinen Namen, er ist in Wahrheit ein Enterbter. Ich könnte ihm den Ritterschlag geben, aber er wollte sich erst einen Namen erobern in der

Schlacht. Gebt Ihr ihm einen Namen als Lohn für seine That."

„Das ist ein seltsam Begehren," antwortete Brahe. „Mein eigener Name wäre geehrt, führte ihn der Mann, der heute die Königin gerettet, aber Margaretha wird ihn höher ehren wollen, ich darf ihr nicht zuvorkommen, es ist ihre Sache, Namen und Titel zu verleihen."

„Und doch wünscht mein Genosse von Euch einen Namen und den Ritterschlag, und wenn die Königin das Geschehene bestätigen soll, darf sie nicht erfahren, weshalb mein Genosse auf ihren Dank verzichtet. Nach drei Tagen, wenn mein Freund Schweden verlassen haben wird, will ich Euch im Vertrauen Alles erklären. Weigert Ihr Euch, so gestattet uns, das Lager zu verlassen."

„Es dünkt mich, als sei es ein Frevel, wenn ich Eure Bitte erfülle und in fast heimlicher Weise Jemand zum Ritter schlage, der diese Ehre von der Hand der Königin fordern dürfte. Aber es geschehe, wie Ihr wollt. Beuget das Knie, Enterbter, und stehet auf als Ritter und Herr zur Brahe:

Zu Gottes und Maria's Ehr',
Ertraget diesen Schlag und sonst keinen mehr."

Der Graf hatte sein Schwert gezogen und mit drei leichten Schlägen den Nacken Hako's berührt.

„Es ist Keiner da, der Euch die goldenen Sporen anschnallen, das Schwert umgürten kann," fuhr Brahe fort, „aber ich biete Euch meine beste Rüstung, mein bestes

Roß an, und verleihe Euch an Stelle verdienten Antheils an der Beute meine Herrschaft Braheborg zum Lehen. Seid Ihr's zufrieden, Ritter v. Moltke?"

Der Ritter prallte betroffen zurück. „Ihr kanntet mich?" rief er erschrocken.

„Ein Zufall, ich sah Euch neulich im Walde am Bach, aber beruhigt Euch, ich habe Euer Geheimniß vor Jedem gehütet, und obwohl es mir unerklärlich ist, warum Ihr mir auch heute noch Euer Vertrauen versagt, werde ich es wahren."

Moltke schlug das Visir auf und bot Brahe seine Hand. „Nicht um meinetwegen geschah's," versetzte er, „sondern meines Freundes halber — und jetzt," wandte er sich zu Hako, „wäre es schlechter Dank, wolltet Ihr dem edlen Grafen Euer Antlitz verbergen."

Hako öffnete gleichfalls das Visir, der Schein der Lampe, die das Zelt erhellte, fiel hell und voll auf das Gesicht des jungen Mannes, das in freudiger Erregung strahlte; aber sei es, daß dem Grafen die Gesichtszüge nicht auffielen, weil er gewiß an nichts weniger als die Folkunger dachte, sei es, daß der Bart, der Hako inzwischen gewachsen war, die Aehnlichkeit mit König Hakon verringerte, genug, er schien nichts Auffälliges an ihm zu finden.

„Es gibt Personen am Hofe der Königin," nahm Moltke wieder das Wort, „die den Ritter zur Brahe unter einem Namen kennen, den ihm ein Pflegevater gegeben, und die ihn für den geraubten Sohn der Königin halten, er wurde deshalb schon in Lübeck verhaftet. Sobald der

Ritter Schweden verlassen, werde ich es der Königin sagen, daß der Mann, von dem sie geargwöhnt hat, er könne sich ihr als Sohn aufdrängen wollen, jeden anderen Lohn für seine That verschmäht, als den, daß sie Euren Ritterschlag bestätigt, der ihm einen Namen gibt."

Graf Brahe staunte bald Hako, bald Moltke an, er schien wie betäubt von dem, was er hörte.

„Nein," rief er endlich, als er sich gefaßt, „das dulde ich nicht. Das Wehe thue ich der Königin nicht an, das verdient ein Weib wie Margaretha nicht, daß Jemand, der ihr das Leben gerettet, sich so stolz, so verächtlich von ihr wendet. Hat sie Euch Unrecht gethan, so geschah es unbewußt, man hat so frevelnd mit ihrem Herzen gespielt, daß ihr Argwohn zu entschuldigen ist. Ich weiß es von Allen, die ihr nahe stehen, daß der Zweifel, ob man ihr den Sohn geraubt, ihr Herz gefoltert —"

„Man hat Euch getäuscht!" unterbrach ihn Hako, „oder wüßtet Ihr nicht, was im Schlosse zu Agershuus geschehen? Man flüstert, es sei dort ein alter Mann ermordet worden, und ich errathe, worüber die Königin dort Gericht gehalten hat. Ich will nicht forschen; der Mann, dessen Blut sie dort vergossen, hat den Tod an ihr verdient, sie hat sich seines Kindes angenommen, aber mit jener blutigen That hat sie es besiegelt, daß sie nie darnach verlangt, ihren Sohn wiederzufinden. Ich habe jetzt, Dank Eurer Güte, einen anderen Namen, sie braucht mich nicht verfolgen zu lassen, ich enthebe sie aller Zweifel, ob ich ihr nicht doch einmal in den Weg treten könnte, ich habe ihr das Leben, das sie mir gegeben, damit vergolten, daß ich das ihrige ge-

rettet, und sie wird es jetzt glauben müssen, daß ich von ihr, als der Königin, nie etwas gewollt —"

„Nein," rief Brahe, als Hako sich losreißen wollte, „ich lasse Euch nicht. Ich will meinen Kopf dafür einsetzen, daß Ihr es mir danket, wenn ich Euch mit Gewalt festhalte. Ihr kennt Margaretha nicht — würden alle Edlen Schwedens Heil und Hort bei ihr, bei einer Dänin gesucht haben, wenn sie ein Weib ohne Herz wäre, müßte da nicht Jeder fürchten, daß wir nur den Tyrannen wechseln, wenn wir ihr an Stelle Albrecht's huldigen? Es ist kein Blut zu Agershuus vergossen worden, der Ritter Kurt Lorissen hätte wahrlich nicht die Hand der Königin, als sie die Burg verließ, geküßt, wenn sie mit Blut befleckt gewesen wäre, er kennt sie noch aus ihrer Jugendzeit, er hätte sie gehindert, einen Frevel zu begehen. Ich habe Euch meinen Namen gegeben, ich beschwöre Euch, verlasset das Lager nicht, ehe ich mit der Königin gesprochen. Ich bürge Euch dafür, daß Ihr ungehindert Schweden verlassen sollt, wenn Ihr es begehrt, und müßte ich Euch mit meinen Waffen die Bahn zur Küste brechen."

Hako schüttelte den Kopf, aber sein Wesen zeigte, daß er doch schwankend geworden war, und als jetzt auch Moltke ihm zuredete, dem Grafen Vertrauen zu schenken, gab er den Vorstellungen zögernd nach, eine Stimme in der Brust war doch immer noch laut, die ihn mahnte, kein Mittel unversucht zu lassen, sich einen Gruß des Mutterherzens zu erobern.

Im Zelte der Königin fand zu derselben Zeit, wo Hako sich Brahe enthüllt, eine ähnlich erregte Scene statt,

die Königin forderte von Freia das Packet, welches der „Enterbte“ derselben anvertraut, sie zweifelte kaum noch daran, daß es nur Hako Torsten sein könne, der ihr das Leben gerettet und den Dank verschmäht, ja, das Gefühl in ihrer Brust rief es laut, daß dieser Jüngling, ob er beweisen könne, daß er ihr Sohn oder nicht, es werth sei, von ihrem Herzen als solcher erkannt zu werden. Der Mann, der ihr die Ehre, den Thron, das Leben gerettet, der flüchtete vor ihrem Dank, wollte er sie nicht beschämen, daß er ihr sein Antlitz verbarg?

Sie mußte Gewißheit haben, aber Freia weigerte sich, das ihr anvertraute Pfand herauszugeben, mit einer Hartnäckigkeit, welche die Geduld der Königin auf eine schwere Probe stellte. Weder Bitten, noch Vorstellungen, noch Drohungen halfen, und da Margaretha sich scheute, Gewalt zu brauchen, so mußte sie sich fügen, aber das steigerte ihre leidenschaftliche Erregung, mit einem Blicke des Hasses kündigte sie Freia ihre Entlassung an, ohne die Fürsprache Edda's zu beachten.

Die Königin bezog am Morgen des folgenden Tages ein Schloß in der Nähe des Schlachtfeldes, in welchem das Hauptquartier des Königs Albrecht gewesen war. Auf dem ganzen Ritte wurde die Siegerin von ihren Schaaren jubelnd begrüßt, aber selten wohl hatte Jemand, dem die begeisterte Menge zujauchzte, so schwer zu kämpfen, um das in der Brust tobende Gefühl zu verbergen, das ihr den Triumph vergällte. Man hatte Margaretha gemeldet, daß die beiden Ritter, nach denen sie hatte forschen lassen, verschwunden seien, Enttäuschung und Bitterkeit wühlten

in ihrer Brust, und als sie endlich im Schlosse Falköping erschöpft auf einem Sessel zusammenbrach, todesmatt von der Anstrengung, das Weh ihres Herzens allen Denen zu verbergen, die ihren königlichen Gruß gefordert, trat Edda Olfström zu ihr und bat, sie aus dem Dienste zu entlassen, sie wolle sich mit Freia nach ihrem Schlosse Olfström begeben.

Ein unbeschreiblich bitteres und schmerzliches Lächeln verzerrte die Züge der bleichen Frau, deren Wangen einen Moment die Röthe der Ueberraschung und des Zornes erglühen ließ, um dann wieder einer tödtlichen Blässe Platz zu machen.

„Recht so!" murmelte Margaretha, „auch Du willst mich verlassen, ich soll ganz einsam sein auf dem Throne, mich flieht Alles, mein Herz soll erstarren auf der eisigen Höhe, ich habe mein Ziel erreicht, um zu erfahren, wie elend das Herz werden kann unter dem Königsmantel dreier Reiche."

Edda beugte das Knie vor der Königin. „Redet nicht also," flüsterte sie mit bebender Stimme, „Ihr habt mich an Euch gekettet durch unzerreißbare Fesseln der Dankbarkeit, Ihr habt mir nicht nur eine schwere Schuld verziehen, sondern mein krankes, gebrochenes Herz aufgerichtet, mich aus der Selbstverachtung emporgehoben zu neuem Leben. Das will ich Euch danken. Um Euretwillen verlasse ich Euch, wenn Ihr es mir gestattet. Leugnet es nicht, Euer Herz sehnt sich nach dem, der Euch flieht, und Ihr habt es selbst gesagt: findet Ihr heute Euren Sohn, so könntet Ihr ihn nicht anerkennen, ohne damit vielleicht

das Werk Eures Lebens zu vernichten. Ihr hättet die schwere Wahl, das Mutterherz zu verleugnen, oder die Völker, die Ihr unter Eurem Scepter vereint, wider Euch zu empören, denn das Geschlecht Hakon's ist tief verhaßt in den drei Reichen. Der Mann aber, der Euch das Leben gerettet, entzieht sich Eurem Danke, weil er keinen Lohn von der Königin will, für Margaretha wagte er sein Leben. Ihr zürnt Freia, aber sie hält nur, was sie dem ‚Enterbten' gelobt. Er wollte, wenn ihn in der Schlacht ein Unglück traf, Euch wissen lassen, warum er für Euch gefochten und gestorben, er fühlt es wohl selbst, daß er der Königin nicht nahen darf, er ist entflohen, aber ich denke mir, er wird früher oder später von Freia Torsten das Pfand zurückfordern, dann werden wir ihm sagen, daß Euer Herz sich nach ihm sehnt, und ich bringe ihn Euch, ohne daß der Hofstaat der Königin ahnt, wen Margaretha empfängt."

Das Auge der Königin belebte sich, während Edda sprach, und als sie die Absicht Edda's errathen konnte, als jedes Wort der Gräfin ihr in Hoffnung aufathmendes Herz erwärmte, da füllten sich ihre Augen mit Thränen. Sie ergriff beide Hände Edda's und preßte sie krampfhaft.

„Vergib," schluchzte sie, „was Deine Freundschaft ersonnen, mich in meinen Qualen zu trösten, klingt schön, aber es beschämt mich tief, es drückt mich nieder, es wirft einen bitteren Vorwurf auf mein ganzes Leben. Wie! Ich sollte mich erkühnen, das Schicksal dreier Völker zu leiten, und mich scheuen, gerecht zu sein gegen mein Fleisch

und Blut? Ich sollte den Sohn verleugnen, ihm seine Rechte vorenthalten aus Scheu vor den Völkern, die ich beherrsche, ich sollte, wenn ich erkenne, daß man einen schweren Betrug verübt, denselben gelten lassen, meinen Sohn enterben, mein Unglück zur Schuld stempeln? Ebba, so konnte ich denken, so lange ein Zweifel mich folterte, habe ich aber die Gewißheit, dann, bei Gott, wird die Mutter den Sohn nicht verleugnen, und risse man mir die Kronen vom Haupte; ich hielte das feige Weib, das so handeln könnte, nicht werth, einen Thron zu besteigen. Nein! Der Mann, der mich vor dem Schimpf der Gefangenschaft bewahrt, der mir Leben und Thron gerettet hat, der soll mich nicht so tief verachten, daß er flieht, um mir den Dank zu ersparen; ich werde die Stände zusammenberufen, ich werde es in allen Landen verkünden lassen, daß man mir gesagt, mein Sohn lebe, und daß ich ihn auffordere, seine Rechte geltend zu machen."

Die Königin war aufgesprungen, ein edles Feuer erglühte aus ihren Augen, Entschlossenheit flammte von ihren Wangen, und schon wollte sie Befehl geben, ihre Räthe zu rufen, da ward der Graf v. Brahe gemeldet.

„Bringt Ihr mir Nachricht von dem enterbten Ritter," sagte die Königin in leidenschaftlicher Erregung, „so redet, für andere Geschäfte habe ich jetzt keine Zeit, Graf Brahe."

„Der enterbte Ritter existirt nicht mehr, Königin," versetzte der Graf, „er hat mich gebeten, ihm einen Namen zu geben, und ich habe ihm als Ritter zur Brahe den Ritterschlag verliehen, ihm auch mein Schloß Braheborg als Lehen geboten."

Das Auge Margaretha's funkelte. „Ich befahl, ihn zu mir zu führen," herrschte sie, „von mir hat er den Dank zu fordern. Wo ist er?"

„Königin, wollt Ihr Jemand Zwang anthun, der Euch das Leben gerettet? Er bittet Euch, ihn ziehen zu lassen, den Namen anzuerkennen, den ich ihm gegeben."

„Es ziemt ihm solcher Stolz," murmelte Margaretha, „und dieser Stolz zeugt besser für ihn, daß er meines Blutes, als alle Beweise, die er sonst bringen könnte. Ich habe einen besseren Namen für ihn," fuhr sie mit erhobener Stimme fort, „aber ich muß ihn sehen, um zu wissen, ob mein Herz ihm den Namen geben kann, in jedem Falle aber will ich, daß die Stände von Norwegen prüfen —"

„Haltet ein!" unterbrach sie der Graf, „höret mich, ehe solche Worte zu den Ohren Eurer Vasallen dringen. Wollt Ihr vernichten, was Ihr gestern mit dem Blute von Tausenden gewonnen, wollt Ihr Hohn sprechen den Hoffnungen der Völker, die sich unter Eurem Banner vereint, sollen die Tapferen, die für Euch gekämpft, Euch verlassen oder im Bruderzwist gegen einander entflammen, so wählt Jemand zum Erben, der sich einen Folkunger nennt, aber Ihr vernichtet damit nur allein Euer Werk, Ihr werdet den Erben, den Ihr sucht, nicht finden. Der Ritter zur Brahe will lieber an das Ende der Welt flüchten, als einen Namen tragen, an dem ein Fluch haftet, den die Völker von Schweden und Norwegen verwünschen. Er flüchtet vor dem Danke einer Frau, deren Hand zu küssen er sein Herzblut opferte, weil sie in ihm Jemand erkennen könnte, der nicht blos ihrem Herzen, sondern auch

ihrer Krone nahe zu treten vermöchte. Achtet den Wunsch, und wahret das Geheimniß des Ritters, der als der ‚Enterbte' Euch gerettet und als Herr zur Brahe Euch zu huldigen sich sehnt."

Eine Pause trat ein, es dauerte lange, bis die Königin den Sturm der sich ihr aufdringenden Gefühle bewältigte. „Muß er nicht das feige Weib verachten," murmelte sie endlich aufschauend, „das den Sohn nicht Sohn zu nennen wagt, muß er nicht glauben, daß der Ehrgeiz in mir das Herz erstickt?"

„Bannet solche Zweifel!" versetzte Brahe, „bringt dem Wohle Eurer Völker, dem Wunsche des Sohnes das Opfer, vor der Welt Euer Kind zu verleugnen. Lasset die Folkunger begraben sein, wollt Ihr den Fluch, der das Geschlecht zermalmt, über Jemand heraufbeschwören, der es schon diesem Fluche verdankt, daß seiner Jugend die Mutterliebe gefehlt? Der Himmel hat Euch den Sieg gegeben über Albrecht von Schweden, er will, daß Euer großes Werk zum Segen der Völker gedeihe, bringt Eurer Königspflicht das Opfer, das Eure Völker von Euch fordern."

Die Züge der Königin verriethen, welchen Kampf ihr der Entschluß kostete, der plötzlich siegreich von ihrer Stirne strahlte. „Sagt dem Ritter zur Brahe," antwortete sie mit bebender Stimme, „daß ich, sobald es meine Pflichten gestatten, auf Schloß Olfström meine Freundin Edda besuchen werde, dieselbe wird sich mit meiner Dame, Freia Torsten, dorthin begeben und ladet den Ritter zur Brahe ein, mich mit ihr dort zu erwarten. Ich werde bis dahin mich bemühen, mein Herz an den Entschluß zu gewöhnen,

den Ihr mir abgepreßt, Graf Brahe — jetzt geht — bringt dem ‚Enterbten‘ meinen Gruß — —“

Die Königin sank auf einen Sessel nieder, ihr Antlitz ward todtenbleich, sie war einer Ohnmacht nahe.

Der Graf verneigte sich tief und verließ schweigend das Gemach der Königin.

23.

Die Schlacht von Falköping machte der Herrschaft Albrecht's von Mecklenburg in Schweden ein Ende. Der gefangene König wurde auf Befehl Margaretha's in ein festes Gewölbe des Koldinger Schlosses gebracht, ganz Schweden, mit alleiniger Ausnahme der Stadt Stockholm und einiger fester Punkte, huldigte der Königin, deren Heer jetzt aufbrach, um die noch trotzenden Orte, vornehmlich die Hauptstadt des Reiches zu belagern. Der Widerstand von Stockholm wurde durch die Vitalien-Brüder auf's Eifrigste unterstützt. Die Vitalien- oder Viktualien-Brüder — so genannt, weil sie Lebensmittel und Kriegsbedarf in die belagerten Orte brachten, waren, wie schon oben erwähnt, Kaufleute, Matrosen und Abenteurer von den mecklenburgischen, pommerischen und anderen Küsten der Ostsee, welche bei Ausbruch des Krieges Kaperschiffe bemannt und den Krieg gegen Margaretha auf eigene Hand führten, also Piraterie übten. Gebhard v. Warendorp hatte sich bereits einen gefürchteten Namen gemacht, er unternahm von den Küstenplätzen Schwedens aus verwegene Streifzüge, dem Heere Margaretha's die Zufuhren abzuschneiden, kaperte dänische Schiffe, wo sie sich blicken

ließen, so daß Margaretha sich genöthigt sah, in Lübeck Vorstellungen ob dieses Unwesens zu erheben, welches schlecht mit der Neutralität der Hansa harmonirte.

Es zeigte sich jetzt, wie sehr sich die Zeiten verändert. Die Hansa, welche mit neidischen Augen das Emporblühen Dänemarks unter Waldemar beobachtet und diesem Fürsten den Vernichtungskrieg erklärt hatte, mußte jetzt sehen, wie Margaretha mit der vereinten dänisch-norwegischen Macht Schweden eroberte, und Margaretha protestirte dagegen, daß die Hansa das Seeräuberwesen auf der Ostsee dulde! Es schien jetzt weniger als je gerathen, einen Krieg mit Margaretha zu wagen, die Völker des Nordens waren ihr in Begeisterung ergeben, was die Patrioten der Hansa befürchtet, war geschehen, es hatte sich eine königliche Macht an den Gestaden der Ostsee entfaltet, welche der Hansa leicht die Herrschaft über das Meer entreißen konnte, aber die Stimmen im Senat, welche der Neutralität das Wort geredet, siegten auch jetzt, und man beschloß vorläufig, alle Vitalienbrüder „auszuhansen“, ihnen also die Rechte der Hanseaten und den Schutz des Bundes zu entziehen, ja, es wurden schon Anträge gestellt, sie für Piraten zu erklären und Kriegsschiffe gegen sie zu entsenden.

Ein Theil des Heeres der Königin ward beordert, die wichtige Festung Kalmar zu nehmen, Graf Brahe wurde mit der Führung dieses Corps betraut, und unter dem Schutze einer Reiterabtheilung, welche der Graf seitwärts vorgehen ließ, um die Verbindung mit dem gegen Stockholm operirenden Heere der Königin zu unterhalten, trat

Edda Olfström, von Freia Torsten begleitet, die Reise nach ihrem Stammgute an, welches König Albrecht nach ihrer Flucht aus Schweden mit Beschlag belegt und einem seiner Getreuen zum Lehen gegeben hatte.

Eine Reise über Land hatte in damaliger Zeit für Damen um so größere Beschwerden, als infolge des Krieges die Wege unsicherer waren als je. War schon von Landstraßen, wie wir sie heute selbst in wenig kultivirten Landstrichen Europa's finden, kaum die Rede, mußten die Frauen fast überall eine größere Reise im Sattel sitzend zurücklegen und sich in den Wäldern und geringen Herbergen durch ihr Geleit gegen Angriffe auf ihre Börse und ihre Person beschützen lassen, so war das jetzt um so mehr nöthig, wo versprengte Söldner des königlichen Heeres nicht minder zu fürchten waren, als die Strolche und Abenteurer, die schon in Friedenszeiten Reisende belästigten.

Das Gefolge, welches die Gräfin zu ihrem Schutze mitgenommen, war stark genug, um für den Fall, daß der Ritter, der sich in Schloß Olfström festgesetzt, nicht gutwillig den Platz räumte, denselben mit Gewalt zu vertreiben, aber es war der Gräfin doch nicht unwillkommen, daß eine Abtheilung Brahe'scher Reiter, einen Tagemarsch vor ihr den Weg ziehend, die Gegend von größeren Trupps Versprengter säuberte, und dies Gefühl sollte noch angenehmer werden, als sie schon sehr bald bemerkte, daß sich bei jenen Reitern Jemand befand, der dafür Sorge trug, daß man überall, wo sie mit ihrem Gefolge rastete, zu ihrem Empfange vorbereitet war. In jeder Herberge kam ihr der Wirth entgegen, sie fand ihr Quartier, so gut

das den Umständen nach möglich, behaglich hergerichtet, ja, es fehlte auch nicht an einer zarten Aufmerksamkeit, ein Blumenstrauß duftete ihr überall entgegen, wo sie Obdach nahm.

„Das gilt Dir," sagte sie jedesmal, wenn ihr diese Ueberraschung wurde, lächelnd zu Freia, „das spendet Dir Hako," und wenn Freia die Blumen, als ihr nicht zustehend, zurückwies, steckte sie den Strauß mit der Bemerkung an's Mieder, es sei möglich, daß Hako ihr diese Artigkeit erweise, weil sie sich Freia's angenommen, aber es war ihr anzusehen, daß sie den Strauß Freia nicht gegönnt hätte, daß in ihrer Brust eine leise Hoffnung lebte, er komme von einem Anderen und der Gruß gelte ihr. Freia war davon überzeugt, daß Moltke der Spender der Blumen sei; Edda hatte es der Freundin nicht verbergen können, wen sie unter der Maske des „Rächers" vermuthet, aber Freia hätte nicht gewagt, von Moltke zu ihr zu sprechen, es schien ja Edda jedesmal schmerzlich zu berühren, wenn sie einen Zweifel daran aussprach, daß der Ritter absichtlich eine Begegnung mit Edda vermieden.

Edda wollte die Hoffnung ableugnen, die ihr ganzes Herz mit Sehnsucht erfüllte. „Ich bin überzeugt," begann sie eines Morgens, als man durch eine Buchenwaldung ritt, „daß Hako uns schon aufgesucht hätte, wenn sein Begleiter ihn nicht davon abhielte. Derselbe fürchtet wohl, daß ich nach ihm frage und er dann schon aus Höflichkeit mich begrüßen müßte. Ich beklage Dich. Um meinetwillen wirst Du Deinen Jugendfreund erst wiedersehen, wenn wir Schloß Olfström erreicht haben."

Freia schwieg, es war ihr peinlich, durch solche Aeußerungen zu einem Widerspruch gereizt zu werden, auf den Edda, sobald er erfolgte, mit dem Vorwurf antwortete, Freia sei unzart, immer wieder eine schmerzende Wunde in ihrer Brust zu berühren. Edda liebte dieses Spiel der Selbstquälerei, denn auch das Schweigen Freia's berührte sie empfindlich. Heute jedoch sollte ihr eine unerwartete Antwort werden. Ein geharnischter Ritter sprengte heran, er hatte das Visir geschlossen, aber das Feldzeichen der Brahe auf seiner Brust bekundete, daß er zur befreundeten Partei gehöre.

Der Ritter verneigte sich tief vor der Gräfin. „Edle Dame," redete er sie an, ohne das Visir ganz zu öffnen, „ich habe Auftrag, Euch zu melden, daß uns der Befehl gekommen ist, eine andere Richtung einzuschlagen, daß Ihr also nicht mehr darauf rechnen könnt, den Weg völlig sicher zu finden, aber wenn Ihr es gestattet, schließe ich mich Eurem Gefolge zu Eurem Schutze an."

„Ihr seid willkommen," antwortete Edda, „aber wie nenne ich Euch und wem danke ich es, daß man für meine Sicherheit Sorge trägt?"

„Gestattet, daß ich Euch meinen Namen erst in der Herberge nenne," versetzte der Ritter. „Es sendet mich Jemand, der nichts mehr ersehnt, als seine Lanze für Euch brechen zu können und Euch seine Ergebenheit zu beweisen."

Das Gespräch stockte; da der Ritter sich nicht nennen wollte, mußte Edda sich in Geduld bescheiden und ihre Neugierde bemeistern, aber ihre erwartungsvolle Erregung

war nicht minder gespannt, als die Sehnsucht Freia's, das Antlitz des Ritters zu sehen, es war ja kaum daran zu zweifeln, daß es Hako war, denn wer sonst hätte Anstand nehmen sollen, die Dame in Gegenwart ihres Gefolges zu begrüßen?

Hatten die Frauen auch keine volle Gewißheit, so war ihnen doch Muße gewährt, sich auf die Begegnung mit Hako vorzubereiten, erst nach einer halben Stunde erreichte man ein Gehöft, in welchem die Knappen des Ritters denselben erwarteten und die Mittagsrast für die Reisenden vorbereitet hatten.

Hako — er war der Ritter — hatte aber auch der Vorbereitung bedurft, Freia und Edda gegenüber zu treten, und war ihnen deshalb entgegen geritten. Er sollte das Mädchen begrüßen, das ihm in der Kindheit eine Schwester gewesen und das er geliebt, als könne sie ihm mehr sein wie eine Schwester, bis Gebhard v. Warendorp zwischen ihn und sie getreten war, um das arglose Herz des unschuldigen Kindes zu verrathen! Hako sollte aber auch von Edda bestätigt hören, was Brahe ihm von Margaretha erzählte, er sollte mehr erfahren, als was die Erregung des Moments der Königin eingegeben, Edda allein konnte ihm Gewißheit darüber geben, ob er nicht blos dem Dankgefühl der geretteten Königin, sondern dem Mutterherzen es zuzuschreiben habe, wenn Margaretha ihn sehen wollte!

Wir überlassen es dem Leser, sich die Scene auszumalen, welche in einem Gemache des Gehöftes zwischen diesen drei Personen vor sich ging, als Hako den Frauen sein Antlitz zeigte. Freia warf sich in die Arme des Bru-

ders — für die verlassene Braut war Hako wieder der alte brüderliche Freund, der sie vergebens gewarnt, Gebhard zu vertrauen, und der ihr jetzt schwur, ihr den Vater zu ersetzen. Edda erkannte Hako kaum wieder, so sehr hatte ihn der Bart verändert, der Wange und Kinn umwallte, sie konnte ihm nicht genug erzählen von dem Kampfe, den Margaretha's Herz durchgefochten; als er ihr aber sagte, Moltke wage es nicht, vor ihr zu erscheinen, er sei es, der ihr die Blumengrüße gespendet, da hätte sie Freia weit weg gewünscht, um ihn allein zu sprechen. Sie antwortete zerstreut auf seine Fragen, dann mußte ihm Freia von den Vorgängen auf Agershuus erzählen.

Wie gerne hätte Edda Moltke die Botschaft gesendet, daß ihr damals, als sie ihn auf Schloß Olfström kühl verabschiedet hatte, das Herz darüber geblutet habe, daß er gegangen sei, wie jauchzte es in ihrer Brust, als sie hörte, daß der Mann, von dem sie sich verschmäht glaubte, jetzt zittere, ob sie ihm verzeihen könne, daß er sie verkannt und seine Gefühle für sie verborgen und bekämpft habe!

„Hennig Moltke," flüsterte Hako ihr zu, „wagt kaum zu hoffen, daß Ihr das Vergangene ihm vergeben und ihm als einem Beschützer Eure Hand bieten könntet, er wird es nicht glauben, daß Ihr ihm Eure Liebe bewahrt, er wähnt, daß Ihr ihm das bitterste Elend Eures Lebens vorwerft und ihn hasset."

Erglühte das Antlitz Edda's wie das einer Verklärten, der nach langem Dulden, bitterer Verzweiflung endlich der Sonnenschein des Glückes durch die Wolken bricht, so gewährte es dem gebeugten Herzen Freia's immer einen

Trost, daß Hako ihr sagen konnte, Gebhard habe sie selbst damals nicht ganz vergessen, als er von dem Zauber einer Anderen berauscht gewesen, der Wankelmuth liege in seinem Temperament, er erliege den Eindrücken des Augenblicks, aber er habe sich seiner Pflicht gegen Freia erinnert. Es war ihr in ihrem Schmerze eine Beruhigung, daß sie doch nicht einem ganz Unwürdigen vertraut, der ein frivoles Spiel mit ihrem Herzen getrieben.

Hako brauchte bei der Fortsetzung der Reise sein Antlitz nicht mehr zu verbergen, als Ritter zur Brahe hatte er einen Namen, der ihn, selbst wenn sein Aeußeres nicht durch den Bart verändert gewesen wäre, doch davor geschützt hätte, für einen abenteuernden Prätendenten gehalten zu werden. Nach Verlauf einiger Tage erreichte man Schloß Olfström, fand dasselbe aber inzwischen von den Feinden völlig ausgeplündert, so daß es für die erste Zeit kaum mehr als Obdach gegen das Wetter bot. Man erfuhr, daß der Ritter, den Albrecht mit dem Schlosse belehnt hatte, bei Falköping gefochten, seine Familie aber mit allen Habseligkeiten nach Gottland geflüchtet sei, wo eine Flottille der Vitalienbrüder ankere. Die Piraten machten häufige Streifzüge durch's Land und hätten sich erst kürzlich in dieser Gegend gezeigt.

Es war zu erwarten, daß diese Beunruhigungen aufhören würden, sobald das Heer der Königin vor Stockholm erscheinen und Brahe Kalmar eingeschlossen haben würde, es waren auch dänische Kriegsschiffe an die Ostküsten Schwedens beordert, aber es schien doch gerathen, das Schloß gegen räuberische Ueberfälle in Vertheidigungs-

zustand zu setzen. Diese Sorge, sowie die nöthige Herbeischaffung von Möbeln und Hausgeräthen für das Schloß nahm Hako's Thätigkeit ebenso wie die des Hausmeisters und der Vasallen und Diener Edda's völlig in Anspruch.

Sobald die Zugbrücke und die Thore nothdürftig wieder hergestellt waren, so daß die Schloßbewohner einen nächtlichen Ueberfall nicht mehr zu fürchten hatten, verabschiedete sich Hako von den Frauen, um sich zu dem Heere Brahe's vor Kalmar zu begeben und Moltke die gewiß lange ersehnte Nachricht zu bringen, wie freudig man ihn auf Schloß Olfström willkommen heißen werde. Er versprach, in spätestens zwei Tagen wieder auf Olfström zu sein und verschiedene Dinge mit zu bringen, die man nothwendig gebrauchte, besonders da man den Besuch der Königin auf dem Schlosse erwartete.

War es eine Ahnung, die Edda sowohl wie Freia beschlich, daß sie in Abwesenheit Hako's eine Gefahr bedrohen könne? Beide jungen Damen fühlten eine ängstliche Unruhe, als seien sie plötzlich schutzlos geworden, und doch hätte ein Mann mehr oder weniger bei einem Angriff auf das Schloß wohl kaum einen Ausschlag zu Gunsten der Bewohner geben können. Sowohl Edda wie Freia fanden in der ersten Nacht keinen Schlaf, sie erbebten beim geringsten Geräusch, es war ihnen unheimlich in dem großen leeren Gebäude. Die Erregung der beiden Mädchen verminderte sich auch im Laufe des folgenden Tages nicht, erst in der zweiten Nacht siegte die körperliche Erschöpfung, und von Mattigkeit überwältigt, versanken sie in einen so tiefen Schlaf, daß selbst das Fallen der Zugbrücke, lautes

Lärmen und Waffengeklirr auf dem Burghofe sie nicht erweckte, bis das Angstgeschrei einer Zofe sie endlich aus ihrem Schlummer schreckte.

Es war zu spät, die Flucht zu ergreifen, sich zu vertheidigen oder auch nur sich zu verbergen, die Wachen waren bereits überrumpelt und entwaffnet, das Schloß in der Gewalt einer Schaar von Bewaffneten, die Olfström überfallen hatten.

Die Dunkelheit der Nacht hatte den Handstreich begünstigt. Der Thorwart hatte nur einen einzelnen Reiter gesehen, der unter dem Vorwande, er bringe wichtige Botschaft an die Gräfin, Einlaß begehrte. Kaum aber hatte jener die Brücke niedergelassen und der Reiter dieselbe passirt, so bedrohte ihn dieser mit dem Tode, wenn er Lärm schlage, eine Schaar Bewaffneter, die sich bis zur Zugbrücke herangeschlichen, drang in die Burg ein, der Führer erklärte, es solle Keinem ein Leid geschehen, wenn man sich ergeben wolle, andernfalls werde Alles niedergemetzelt.

Die Männer, welche in die Burg eingedrungen waren, schienen mit den Oertlichkeiten bekannt. Ehe die bestürzte Besatzung sich vom Schrecken erholen konnte, ehe man an Gegenwehr dachte, waren die Feinde schon überall, wo Posten standen, hatten alle Wartthürme besetzt, ja den Thurm erstiegen und dem schlaftrunkenen Wächter das Horn entrissen, ehe er Alarm blasen konnte.

„Sagt der Gräfin Olfström," herrschte der Führer der Schaar den Hofmeister an, der halb angekleidet und starr vor Schrecken ihm entgegentrat, „sie möge sich nicht ängstigen, ein alter Bekannter wolle ihr nur einen höflichen Besuch

machen. Ich bin Gebhard v. Warendorp, Hauptmann der schwarzen Brüder von Wismar, ich bitte um die Ehre des Empfanges, schaffet inzwischen einen Trunk für meine Gesellen, wir haben Durst."

Der Name des feindlichen Anführers war nicht geeignet, Edda's Angst zu mindern. Allem Anscheine nach hatte Gebhard es erfahren, daß sie nach Schloß Olfström zurückgekehrt sei, aber es war kaum anzunehmen, daß er von Freia's Gegenwart etwas ahnte und gekommen war, diese zu sehen. Viel eher war zu fürchten, daß er sich Edda's Person bemächtigen wolle, sei es, weil er gehört, daß sie wieder in Gunst bei der Königin stehe, und er in ihr eine Geisel haben wollte für König Albrecht, sei es, daß er nach einem anderen Triumphe begehrte.

„Ich werde ihm entgegentreten," rief Freia, „ich werde ihn bei der Liebe, die er einst für mich gehegt, beschwören, Deiner zu schonen — ist er auch zum Räuber gesunken, ist sein Herz auch verhärtet — mein Anblick wird ihn erschrecken —"

„Nein," entgegnete Edda mit leidenschaftlicher Erregung, „er würde nur zwei Opfer statt eines haben. Verberge Dich — ich will es. Lasse mich erst hören, was er hier sucht; ihm gegenüber fühle ich die Kraft in mir, einem Elenden sein Antlitz im Spiegel zu zeigen, und ist er verhärtet gegen die Scham, will er Gewalt brauchen gegen ein Weib, so wäre es Frevel, zöge ich Dich mit in mein Verderben. Ich werde das Mittel finden, meine Ehre vor jedem Schimpf zu bewahren, mag er mich fortschleppen, lebendig bringt er mich nicht auf's Schiff."

Die Gräfin verbarg, während sie also sprach, einen kleinen Dolch in ihrem Gewande. Freia bat und flehte umsonst, statt ihrer Gebhard entgegen treten zu dürfen, sie mußte es schließlich einsehen, daß sie damit nur die Möglichkeit einer Rettung der Gräfin verringere. Von allen Vitalienbrüdern hatten die schwarzen Brüder von Wismar den Ruf der verwegensten und grausamsten Piraten; hatte Gebhard als Führer dieser Bande den Ueberfall des längst geplünderten Schlosses Olffström geplant, so konnte er dabei nur das Ziel verfolgt haben, sich der Person Edda's zu bemächtigen, und mochte das unerwartete Erscheinen Freia's auf ihn auch den denkbar günstigsten Eindruck machen, so war nicht anzunehmen, daß er auf Freia's Bitten die Früchte eines Unternehmens preisgebe, das er nicht allein gewagt, sondern zu welchem er eine ganze Schaar Kampfgenossen aufgeboten. Viel eher war dagegen anzunehmen, daß er beide Freundinnen als gute Beute entführte, und kehrte dann morgen Hako zurück, so war Keiner da, der ihm sagen konnte, wer den Frevel verübt. Es erschien klüger, wenn Edda unter der Bedingung, daß Gebhard alle Schloßbewohner verschone, ihm gutwillig zu folgen versprach, sie konnte alsdann auf alle mögliche Weise versuchen, ihre Wegführung zu verzögern, auf dem Marsch bis zur Küste sich krank stellen und schonende Rücksichten fordern, Freia aber gewann Zeit, Hako Boten entgegen zu senden, die ihm das Geschehene verkündeten. Es blieb auf diese Weise immer die schwache Hoffnung, daß Hako noch rechtzeitig an der Küste erschien, das Einschiffen der Räuber zu verhindern, er kam ja wahr-

scheinlich auch nicht allein, ihn begleitete Moltke und jedenfalls ein Trupp Reiter.

Der Verzweifelte greift nach einem Strohhalm, und hier kam Alles darauf an, Zeit zu gewinnen; unbemerkt konnte die Schaar nicht gelandet sein und den Weg bis Olfström zurückgelegt haben, die Kunde von der Landung eilte vielleicht schon zum Lager Brahe's, gelang es also, die Piraten aufzuhalten, so war Rettung vielleicht möglich.

Freia mußte nachgeben und sich verbergen, so schwer ihr das auch wurde; in ihrem Herzen war die Erinnerung an Gebhard noch zu lebendig, als daß nicht eine Stimme, trotz des Grauens vor dem Piraten, ihr gesagt hätte, wenn Gebhard sie wiedersähe, würde er sich ihrer erbarmen, ihre Bitten erhören. Es war ihr ein entsetzlicher Gedanke, daß sie an einem Plane theilnehmen solle, den Geliebten zu überlisten und in's Verderben zu bringen, ohne vorher den Versuch gemacht und Alles aufgeboten zu haben, ihn von einem Frevel abzuhalten. Sie fügte sich dem Willen Edda's, aber mit einem inneren Widerstreben, das nur eines anregenden Funkens bedurfte, die gegebene Zusage zu brechen.

Edda beeilte sich nicht, ihre Toilette zu beenden, und es schien ihr schon ein gutes Omen für ihre Hoffnungen, daß Gebhard sie nicht drängen ließ. Die schwarzen Brüder fühlten sich jedenfalls völlig sicher, nachdem ihnen die Ueberrumpelung des Schlosses so leicht gelungen, sie hatten Wachen ausgestellt, die dafür sorgten, daß Niemand das Schloß verlassen könne, und von dem großen Saale herauf klang wüster Lärmen der Zecher und roher Gesang.

Es lag ganz im Charakter Gebhard's, den Triumph eines gelungenen Wagestückes, unbekümmert um eine etwa drohende Gefahr, zu genießen; er hatte einige dreißig verwegene Gesellen bei sich, er kannte die Gegend, er hegte also keine Sorge, sich zur Küste durchzuschlagen, falls eine feindliche Abtheilung ihm den Weg verlegen sollte, aber er besorgte das keineswegs, denn nach den Erkundigungen, die er eingezogen, standen auf Entfernung von vielen Meilen keine Truppen in der Nähe. Er mochte aber die Gräfin auch aus anderen Gründen nicht drängen. Edda hatte richtig gerathen, wenn sie argwöhnte, daß Gebhard es auf ihre Person abgesehen, er hatte erfahren, daß sie wieder hoch in der Gunst der Königin stehe, und eine solche Geisel in der Hand, konnte er für deren Freilassung Margaretha Bedingungen stellen. Persönlich gewährte es ihm dabei einen pikanten Reiz, die schöne Gräfin, deren Reize ihn einst berauscht, als seine Gefangene zu sehen, und er mochte das stolze Weib nicht durch brutales Auftreten noch mehr erbittern.

So ließ er ihr denn Zeit, sich in die Lage als Gefangene zu finden, die Rücksicht, die er ihr schenkte, sollte sie abhalten, verzweifelte Entschlüsse zu fassen, und als er endlich sie nochmals ermahnen lassen mußte, nicht allzu lange mit ihrem Erscheinen zu zögern, ließ er ihr mit höflichen Phrasen betheuern, wie schmerzlich es ihm sei, sie belästigen zu müssen.

Edda empfing Warendorp in ihrem Sprechzimmer in Gegenwart ihrer Hofmeisterin, ihr Antlitz war sehr bleich, aber das Auge flammte in düsterer Entschlossenheit. „Man

hat mich aus dem Bette gerufen, obwohl ich krank bin," redete sie Gebhard an, „was wollt Ihr von mir? Ist's nicht genug, daß Ihr das Schloß einer wehrlosen Dame überfallen? Ich hätte Euch die Thore öffnen lassen, wenn Ihr darum gebeten, ich führe nicht Krieg mit Euch."

„Verzeiht, edle Gräfin," antwortete Gebhard, „aber da die Königin Margaretha persönlich in die Schlacht zieht, können weder sie noch ihre Damen auf das Recht wehrloser Frauen Anspruch machen, und eine Freundin der Dänenkönigin muß Lösegeld für ihre Freiheit zahlen, wenn sie in Gewalt der Feinde geräth. Ich hätte nie geglaubt, Euch mit Waffen in der Hand gegenüber stehen zu müssen, Eurer Schöne huldige ich noch heute, aber die Freundin Margaretha's muß ich bitten, mir als Gefangene zu folgen."

„Gefangene macht der ehrliche Ritter nur im Kampfe, Räuber schleichen sich bei Nacht in die Häuser und schleppen Wehrlose fort. Ich glaubte einst, Ihr besäßet Ehre, ich habe mich also getäuscht!"

„Ihr wißt es sehr gut, daß ich nur das Recht des Krieges übe," entgegnete Gebhard, „und Ihr glaubt wohl nicht, daß Euer Hohn mich veranlassen könnte, eine so schöne Beute freizugeben; wollt Ihr aber sonst mit mir rechten, so erinnere ich Euch daran, daß Ihr einst meine eitlen Hoffnungen getäuscht, mit meinem Herzen gespielt habt, daß Ihr heute Derjenigen huldigt, gegen die zu fechten Ihr mich angerufen. Eure Neigungen wechseln —"

„Schweigt, Ehrloser!" unterbrach sie ihn. „Wollt Ihr mir vorwerfen, daß ich mit Euch gespielt, der Ihr als

Verlobter einer Anderen mir Eure gleißnerischen Huldigungen brachtet?"

Das Antlitz Gebhard's war wie mit Blut übergossen. „Hat Euch Hako Torsten das erzählt?" fragte er sichtlich verwirrt und beschämt. „Den habt Ihr auch in den Tod getrieben, ich höre, er ist zu Wismar gehangen worden."

„Wollt Ihr ihn Lügen strafen? Hat er mir die Unwahrheit gesagt? Seid Ihr schamlos genug, mir daraus einen Vorwurf zu machen, daß ich die Huldigungen eines Mannes, der sein Wort einer Anderen verpfändet, als ein Getändel betrachtete? Oder habt Ihr dem armen Mädchen in Bergen, das Ihr bethört, etwa nicht Euer Wort gebrochen?"

Es malte sich so deutlich in Gebhard's Zügen, wie peinlich ihn dieser Vorwurf traf, es war so unverkennbar, daß die Erinnerung an Freia wie der Druck einer Schuld auf ihm lastete, daß Edda schon Hoffnung schöpfte, sich auf andere Art, als sie beschlossen, ihre Freiheit erobern zu können, aber sie sollte sehr bald enttäuscht werden.

„Ich habe Euch keine Rechenschaft zu geben," rief Gebhard, sich mit finsterem Trotze gegen den Vorwurf wappnend. „Hako Torsten hat gelogen, denn ich war an Freia Torsten nur gebunden, wenn er der Sohn Hakon Jarl's gewesen; der alte Torsten versprach mir Freia als Preis, wenn Hako an der Spitze eines Heeres gegen Margaretha in Waffen stehe, der thörichte Schwärmer wollte aber lieber die Kniee beugen vor der Däuin. Doch wozu der Streit mit Worten. Ihr seid meine Gefangene und werdet mir nach Gottland folgen. Ich bitte Euch, erspart es

mir, Gewalt zu brauchen — es ist schon Tag, wir müssen fort."

„Ich beuge mich nicht der Gewalt. Versucht's — meine Ehre ist mir heiliger als das Leben."

„Ich taste Eure Ehre nicht an. Folgt mir gutwillig und ich gelobe Euch, daß ich Euch schütze gegen jede Beleidigung. Ihr sollt gehalten werden wie eine Fürstin. Ihr habt mich verschmäht, als ich begeistert zu Euch aufschaute und Euer Lächeln mich berauschte. Ich würde Eure Freiheit nicht bedrohen, wenn ich fürchtete, Eurem Zauber zu erliegen, ich wäre zu stolz, um die Gunst eines Weibes zu werben, das ich der Freiheit beraubt."

„Ich traue meinem Dolche mehr, daß er mich beschützt, als dem Worte eines Räubers. Ich will es wagen, Euch in die Gefangenschaft zu folgen, aber ich bin krank. Schafft eine Sänfte und gestattet mir die Begleitung zweier Zofen."

„Eine Sänfte wird nicht zu finden sein, wenn Ihr keine habt. Aber —"

Ein Trompetenruf unterbrach das Gespräch. Gebhard stürzte an's Fenster, von der Straße am See her blitzten Rüstungen gepanzerter Reiter, aus dem Bankettsaale des Schlosses eilten die schwarzen Brüder zu den Wartthürmen — zu spät hatte der Posten an der Zugbrücke das Herannahen einer feindlichen Abtheilung bemerkt, man konnte jetzt nicht mehr das Schloß verlassen, ohne dem Gegner im Freien die Spitze zu bieten, man mußte sich im Schlosse vertheidigen oder — sich ergeben.

Gebhard flog hinaus zu den Seinen, aber die Ver-

wirrung im Burghofe war ungeheuer. Die schwarzen Brüder hatten stark gezecht, ein Theil war schlaftrunken und vom Meth betäubt, Alles schrie wild durcheinander, die Einen wollten die Zugbrücke herablassen, um ihr Heil in der Flucht zu suchen, die Anderen besetzten die Warthürme, aber Keiner hörte auf das Kommando des Führers.

„Gerettet!" war der erste Jubelruf Edda's aus gepreßter Brust, als sie die Schaar nahender Ritter sah, aber im nächsten Augenblick erstickte ein Grauen die erwachende Hoffnung — Gebhard v. Warendorp war wohl nicht der Mann, sich zu ergeben, und suchte er den Tod unter diesen Mauern, ehe er sich als Piratenführer hängen ließ, so gönnte er dem Sieger wohl schwerlich seine Beute.

24.

Es war eine starke Abtheilung Gewappneter, die von Rittern geführt die Burg umringte, ein Herold in den königlichen Farben forderte im Namen der Königin Einlaß.

„Holt Euch blutige Köpfe," rief Gebhard zurück, „lebendig fangt Ihr Keinen von uns! Gebt uns freien Abzug, oder wir vertheidigen das Schloß bis auf den letzten Mann, und Ihr findet nur Leichen in der Burg."

Der Herold ritt zurück, aber es machte einen sichtlich niederschlagenden Eindruck auf die schwarzen Brüder, als man jetzt eine zweite Schaar auf der Straße am See herankommen sah, welche das königliche Banner führte. Die Königin Margaretha kam also selbst, der Widerstand gegen solche Streitkräfte erschien als Wahnsinn und es wurden

Stimmen laut, als thue man besser, die Gnade der Königin anzurufen.

Unter anderen Verhältnissen wäre es Gebhard vielleicht gelungen, die Seinigen zum Gehorsam zu veranlassen, aber jetzt ward er überschrien. Die sonst so verwegenen und als tollkühn bekannten Piraten waren ermüdet vom weiten Marsch und erschlafft vom genossenen Meth, der plötzliche Schrecken that das Uebrige und es erwachte auch eine gereizte Stimmung gegen den Führer, der sie verleitet, ihre Schiffe zu verlassen, und dem sie es dankten, daß sie hier in eine Falle gerathen waren. Man wartete nur die Rückkehr des Herolds ab, um zu hören, welche Antwort er bringe. Gebhard fühlte, daß er jede Autorität verloren, und knirschend vor Wuth eilte er in's Schloß zurück. Er hatte seine Entschlüsse gefaßt, lieber wollte er sich den Tod geben, als in die Hände Margaretha's fallen, aber er hatte in Edda eine Geisel — gelobte man ihm nicht freien Abzug, so sollte sie mit ihm sterben.

Edda stand noch am Fenster, Gebhard beachtete es nicht, daß sich andere Schritte näherten, er stürzte mit gezücktem Schwerte auf Edda zu, riß sie auf den Balkon und rief hinab: „Freier Abzug für uns Alle, oder ich ermorde die Gräfin, und die Dänin läßt Euch Alle hängen, wenn Ihr zu feige seid, zu fechten."

„Gebhard!" tönte hinter ihm eine Stimme. Er schaute sich um, und als sähe er ein Gespenst, wich alle Farbe von seinen Wangen, das Schwert entfiel seiner Hand, er starrte Freia an, und die Hand, welche Edda gepackt, sank schlaff herab.

„Schone sie — ich will Dich retten," flehte Freia, „folge mir, Gebhard, ich zeige Dir den Weg zur Flucht."

Gebhard folgte ihr mechanisch, er beachtete nicht mehr, was draußen vorging, er war wie im Banne eines Traumes.

„Ich führe Dich eine geheime Treppe hinab," flüsterte Freia, zitternd, es könne Jemand kommen, der ihr Werk störe, oder Gebhard könne sich anders besinnen. „Ich weiß einen Versteck, wo Dich Keiner findet."

„Wie kommst Du hieher?" fragte er, plötzlich stehen bleibend. „Träume ich, oder bist Du es wirklich!"

„Ich bin Freia, die Dich retten will. Komm — ich beschwöre Dich — folge mir."

„Wohin? Du willst mich retten? Du, die ich verrathen, verlassen, betrogen? Nein! Wo ist mein Schwert — lasse mich, ich stürze mich in den Kampf, ich will sterben."

Er sträubte sich, aber er ließ sich dann doch fortziehen. Es war, als ob die sanfte Gewalt ihn willenlos mache. Freia öffnete eine verborgene Thüre und hieß ihn eine schmale, dunkle Treppe hinabsteigen. „Jetzt bist Du schon in Sicherheit," jubelte sie. „Unten ist ein Gemach, da kannst Du Dich verborgen halten bis zur Nacht, da bringe ich Dich aus der Burg. Gelobe mir, daß Du hier meiner harren willst! Vertraue mir, ich rette Dich und ich fordere von Dir keinen Dank. Du sollst frei sein, hinzugehen, wohin Du willst."

„Freia," rief er tief erschüttert, „Du strafst mich hart! Sage, daß Du mit mir ziehen willst, und ich will mich

wie ein Feigling verbergen. Ich bin Deiner Liebe nicht werth, aber kannst Du mir nicht Alles vergeben, so fordere nicht, daß ich das Leben ertrage. Ich bin ein Elender, daß ich von Dir Rettung annehme, aber wenn Du mir verzeihst, will ich ein Anderer werden, Dich nie verlassen, mein Leben soll Dir gehören — aber nein," unterbrach er sich plötzlich, „Du mußt mich verachten, hassen, aus Mitleid willst Du mir den Tod am Galgen ersparen —"

Freia ließ ihn nicht ausreden, sie legte beide Hände auf seine Schultern. „Lästere nicht, Gebhard," sagte sie, „ich bin Dein Eigen, seit ich Dir mein Wort gegeben; ich hab's hinnehmen müssen, daß Du mich vergessen, ich habe Dir nie gegrollt, denn ich hab's gefühlt, daß ich zu gering für Dich, sage also nicht, daß ich meiner Liebe untreu sei. Willst Du, daß ich Dir folge, so werde ich es thun, aber verheiße mir nichts in der Noth, ich fordere keinen Dank —"

„Freia, mir brennt das Hirn in Scham, bei Gott, ich verdiente in Schmach zu Grunde zu gehen, wenn ich diese Stunde je vergäße."

Er zog Freia an seine Brust. Draußen war inzwischen die Zugbrücke gesunken, der Herold hatte unbedingte Ergebung gefordert, aber die Gnade der Königin verheißen, wenn auf dem Schlosse kein Verbrechen geschehen. In wenig Minuten waren die Piraten entwaffnet, das Schloß besetzt und man meldete der Gräfin die Ankunft der Königin.

Margaretha hatte die Ungeduld ihres Herzens nicht länger zu zügeln vermocht und war früher, als sie ge-

wollt, aufgebrochen, um Schloß Olfström zu besuchen; man hatte Nachricht, daß Vitalienbrüder die Küste beunruhigten, und sie hatte daher Truppen mitgenommen, die Küste zu besetzen. Dieselben kamen ihr jetzt sehr zu statten, als sie erfuhr, daß eine Piratenschaar gelandet und Schloß Olfström überfallen hatte.

Die Königin spähte vergebens, unter den jetzt befreiten Schloßangehörigen Hako zu erblicken, und als Edda ihr entgegen flog, war ihre erste Frage, ob etwa ein Kampf stattgefunden und Jemand verwundet sei. Edda errieth, was die Königin beunruhigte, und erzählte ihr die Vorgänge, schilderte, wie sie ihre letzte Hoffnung auf die Rückkehr Hako's gebaut, und wie sie auch selbst durch das Erscheinen der Truppen schwerlich gerettet worden wäre, wenn es nicht Freia gelungen wäre, den Führer der Piraten von einem Morde abzuhalten. Noch wußte Edda nicht, wo Freia mit Gebhard geblieben, sie hatte nur wahrgenommen, daß das junge Mädchen den Wüthenden hinweggeführt, in ihrer Betäubung und Todesangst war sie nicht fähig gewesen, an etwas Anderes zu denken, als in den Schutz der einrückenden Truppen zu flüchten.

Die Königin gab Befehl, nach dem Führer der Piraten und nach Freia zu suchen „Welche Beziehungen auch das Mädchen zu dem Räuber haben mag, er muß sterben," entschied die Königin; „seine Leute will ich mit leichter Strafe entlassen, da sie die Waffen gestreckt, aber an ihm muß ein Beispiel statuirt werden. Woher kannte er Dich, daß er diesen Raubzug unternahm, nur um ein wehrloses Weib zu überfallen?"

„Er ist der Sohn des Senators v. Warendorp zu Lübeck," antwortete Edda, „und wenn ich in dieser Stunde eine Bitte an Euch wagen darf, so lasset ihn entfliehen, verfolgt ihn nicht; mag er mit der Schmach, daß das Weib, das er betrogen, ihm das Leben gerettet, davon kommen. Ich thue diese Bitte um Freia's willen —"

„Kein Wort mehr," unterbrach sie die Königin, „erspare es mir, Dir eine Bitte abschlagen zu müssen. Wenn ich Milde üben dürfte, thäte ich es schon des alten Senators wegen, der mir viele und wichtige Dienste geleistet, aber wenn diese Vitalienbrüder, nicht genug, daß sie trotz der Neutralität der Hansa meine Feinde unterstützen und Seeraub treiben, die Küsten plündern und Weiber entführen, so ist es meine Pflicht, der Welt zu zeigen, daß ich sie wie gemeine Räuber ohne Ansehen der Person behandle, und gerade weil der Frevler ein vornehmer Hanseat ist, muß ich zeigen, daß ich ihn deshalb um so weniger schone."

Die Hoffnung Freia's, Gebhard in einen Versteck zu bringen, in welchem die Gewappneten der Königin ihn nicht finden könnten, war dadurch vereitelt worden, daß eine Zofe gesehen, wie Freia die geheime Thüre geöffnet hatte. Das Mädchen zeigte jetzt den Trabanten den Weg, den der flüchtende Pirat genommen. In demselben Momente, wo Gebhard seine Braut an die Brust gezogen, ward die Thüre aufgerissen, die Trabanten drangen mit vorgestreckten Hellebarden in den dunklen Gang, aber sie stutzten, als eine Frauenstimme einen Angstruf ausstieß und sie bei dem matten, durch die offene Thüre in den

Gang fallenden Lichtstrahl eine weibliche Gestalt sahen, die sich ihnen entgegenwarf.

„Zurück!“ rief Freia, „oder Ihr müßtet mich zuerst durchbohren. Ruft die Gräfin Olfström und fragt sie, ob sie will, daß Ihr über meine Leiche hinwegschreitet.“

„Habe Dank,“ flüsterte Gebhard, „aber spare Dir jede Bitte, ich will keine Gnade. Stoßt zu, Trabanten, ich bin der Hauptmann der schwarzen Brüder. Hieher, Dänenknechte — hier ist meine Brust —“

Er wollte Freia zurückdrängen, um sich den Trabanten entgegen zu stürzen, aber sie umklammerte ihn in Todesangst. „Erbarmen,“ schrie sie den Trabanten zu, „ruft die Gräfin, oder stoßet mich zuerst nieder, ich lasse ihn nicht!“

Die Trabanten begnügten sich, den Ausgang zu versperren, und entsendeten einen Boten an die Königin, um zu melden, welchen seltsamen Widerstand sie gefunden.

„Fasse Dich, Freia,“ flüsterte Gebhard dem jungen Mädchen zu, „Du denkst mir eine Liebe zu erweisen und statt eines ehrlichen Soldatentodes verschaffst Du mir den Schimpf, von der Hand des Henkers zu sterben. Du kannst mich nicht retten, vergönne mir also, daß ich kämpfend falle, ich müßte mir sonst den Dolch selber in die Brust stoßen. Noch einen Kuß, Freia, und dann auf Wiedersehen dort oben!“

Gebhard hatte seinen Dolch gezückt, aber Freia fiel ihm in den Arm. „Mußt Du sterben,“ rief sie, „dann will ich auch nicht leben, aber wenn Du mich geliebt, so stoße mich zuerst nieder, ehe Du Dich tödtest. Du willst nicht — wohlan, so thue ich es selber — einen Schritt und ich stoße zu.“

Mit Blitzesschnelle hatte sie ihm den Dolch entrissen, während er sie zum letzten Male umarmen gewollt, und jetzt hatte sie, während sie ihn mit der linken Hand abwehrte, mit der Rechten den Dolch gegen die eigene Brust gezückt.

„Halte ein, Wahnsinnige," rief er, „ich füge mich! Du willst es — mögen sie mich in Ketten legen und zum Richtplatz führen. Hier bin ich, Trabanten, ich ergebe mich!"

Warendorp schritt den Häschern entgegen, aber während dieselben ihn in ihre Mitte nahmen und dem Gefangenen die Hände banden, stürzte Freia, den Dolch in der Rechten, bei ihnen vorüber, der Königin entgegen, welche, gefolgt von Edda und ihren Cavalieren, sich nahte.

„Gnade für Warendorp!" rief Freia, sich der Königin zu Füßen werfend. „Habt Erbarmen, wenn sich Gott Eurer erbarmen soll. Er ist mein Verlobter, und spendet Ihr ihm keine Gnade, so will ich mit ihm sterben!"

Auf einen Wink der Königin wollten Cavaliere zuspringen und Freia den Dolch entreißen, aber sie merkte die Absicht. „Zurück," schrie sie, „oder mein Blut über Euch!"

„Du bist krank," sagte die Königin, „spiele nicht mit der Waffe, wer bitten will, der darf nicht drohen. Fort mit dem Dolch, wenn ich Dich anhören soll."

Die ruhigen, in strengem, aber hoheitsvollem Tone gesprochenen Worte der Königin brachten Freia zur Besinnung. Im Paroxysmus des Schmerzes, in fieberhafter Erregung war sie jeder Eingebung blind gefolgt, die ihr

ein Mittel bot, Gebhard zur Nachgiebigkeit zu bewegen; jetzt sah sie das Exaltirte ihrer Handlungsweise ein und bot der Königin die Waffe. „Ich will Euch vertrauen," sagte sie mit bebender Stimme, „wie ich auf Gott vertraue. Das ist die Waffe, mit der mein Verlobter sich tödten wollte, um der Schande zu entgehen. Er hat gefrevelt, aber Ihr werdet ihm Gnade spenden, er hat sich ergeben um meinetwillen — sprecht Ihr ihm das Urtheil, so sprecht Ihr es auch mir."

„Das Gericht spricht das Urtheil, nicht ich," versetzte die Königin, „man soll den gefangenen Piraten vernehmen und mir das Urtheil zur Bestätigung vorlegen," wandte sie sich zu ihrem Gefolge, „jetzt lasset uns allein."

Die Königin nickte entlassend und nur Edda und Freia blieben bei ihr zurück. Die Letztere blickte verstört auf, sie hatte wohl ein freundlicheres Wort erwartet.

„Du beriefst Dich auf Dein Gelöbniß," nahm die Königin von Neuem das Wort gegen Freia, „als ich Dich bat, mir das Pfand des enterbten Ritters anzuvertrauen, und meine Qualen galten Dir nichts; jetzt könnte ich Dir sagen, daß die Pflicht, Gerechtigkeit zu üben, mir höher stehen müßte, als die Rücksicht für ein unglückliches Weib, aber ich will daran denken, daß Du Deinen Vater verloren, und wenn ich es vermag, Dir das Leben Deines Verlobten schenken, sobald er Urfehde schwören und um Gnade bitten will."

Freia senkte den Blick zu Boden. Die verschiedensten Gefühle hatten sich bei den Worten der Königin in ihr überjagt, zuerst Schrecken, dann Hoffnung, jetzt die Scham

und die Angst. Sie wagte es nicht, der Königin zu sagen, daß Gebhard lieber sterben, als die Gnade der ihm so verhaßten Dänin erflehen werde — da störte ein Geräusch die Scene; trotzdem daß die Königin befohlen, sie allein zu lassen, öffnete sich die Thüre und es ward gemeldet, die Ritter v. Moltke und zur Brahe begehrten Einlaß bei der Königin.

Margaretha wich alle Farbe aus dem Antlitz, sie griff nach einer Stütze, sich zu halten, so heftig zitterte sie an allen Gliedern. „Lasset ihn ein," sagte sie mit bebender Stimme zu Edda, „ihn allein — haltet alle Anderen fern."

Die Gräfin gehorchte und eilte hinaus, wenige Sekunden später und Hako trat vor die Königin. Freia allein war außer derselben noch im Gemach, sie hatte den Befehl der Königin nicht gehört oder nicht beachtet.

Hako hatte den Helm auf dem Kopfe, aber das Visir war geöffnet. Erhitzt vom scharfen Ritt, denn auch er hatte unterwegs von dem Ueberfall des Schlosses durch Piraten gehört, war seine Erregung noch durch die Kunde gesteigert worden, daß Gebhard Warendorp der Führer der Piraten, daß er gefangen sei und jetzt vor dem Kriegsgericht stehe, endlich aber, daß die Königin im Schlosse sei. Veränderte auch der Bart seine Züge, da König Hakon keinen Bart getragen, so war doch die Aehnlichkeit für Margaretha unverkennbar, und es bedurfte ihrer ganzen Selbstbeherrschung, ihre Haltung zu bewahren, als der Mann ihr vor die Augen trat, der aller Wahrscheinlichkeit nach der ihr geraubte Sohn, der ihr in der Schlacht Leben und Krone gerettet, aber den Dank verschmähte.

„Ritter zur Brahe," begann sie mit fast tonloser Stimme, so gewaltig war ihre Erregung, „ich habe gewünscht, Euch allein zu sprechen — nehmt den Helm ab, damit ich ganz das Antlitz des ‚Enterbten' sehe, der mir das Leben gerettet."

Es war für einen gewappneten Ritter kaum möglich, sich ohne Hilfe eines Dritten den Helm abzuschnallen, aber zu dem Dienste, den sonst Knappen verrichteten, erbot sich jetzt die Königin, und mit zitternder Hand löste sie die Schnallen, ein leiser Schrei entglitt ihren Lippen, als sie am Halse des Ritters eine alte verwachsene Narbe erblickte.

„Was ist das?" fragte sie mit gepreßter Stimme, „ist das ein Mal an Eurem Halse?"

„Ein Schnitt, den ich als kleines Kind erhalten," antwortete Hako, „man hat mir erzählt, eine Schnur wäre nicht anders zu lösen gewesen."

„Wer hat Euch das erzählt?"

„Die Seherin von Lodals-Kaabe. Sie gab mir diesen Ring."

Margaretha griff nach dem Talisman, den Hako ihr bot; Thränen stürzten aus ihren Augen, sie erkannte die heiligen Runen. „Mein Sohn!" schluchzte sie laut auf, und Hako mit beiden Armen umschlingend, zog sie ihn an die Brust.

Einen Moment waren Mutter und Sohn im Banne unbeschreiblicher Gefühle. Hako erwachte zuerst aus dem Rausche, und sich sanft der Umarmung entziehend, beugte er das Knie. „Ihr seid die Königin!" stotterte er, „ver-

geßt es nicht — ich soll, ich muß Euch ein Fremder sein."

„Niemals! Ich lasse Dich nicht aus meinen Armen. Möge die Krone tragen, wer will, ich lege sie ab, wenn sie mich von Dir trennen soll. Ich ziehe mit Dir, wohin Du gehst."

„Habt Dank für dieses Wort, es beseligt mich, zu wissen, daß Euer Herz den Sohn mehr liebt, als die Krone, aber bannt den Gedanken. Lasset den Sohn Hakon's todt sein für die Welt, die den Namen der Folkunger gerichtet hat, und macht es mir nicht allzu schwer, von Euch zu scheiden. Ihr gehört Euren Völkern. Ich habe dem Grafen Brahe mein heiliges Wort verpfändet, der ‚Enterbte' zu bleiben, dem er seinen Namen gegeben. Gott hat es so gewollt, daß Ihr einen Anderen statt meiner für den Thron erzogen und daß er gestorben — wollt Ihr den Fluch, der auf den Folkungern ruht, auf mich übertragen? Wollt Ihr das ganze Werk zerstören, zu dem Gott Euch berufen?"

Die Königin weinte laut. Immer wieder umarmte sie den Sohn, aber das Gefühl, sich der Nothwendigkeit fügen zu müssen, gewann allmählig die Oberhand über die Schwäche des Herzens. Rief die Stimme der Natur in ihr auch noch so mächtig, daß es ihr Kind sei, das sie umarme, so wäre der Beweis, daß hier nicht dennoch ein Betrug möglich, vor strengen Richtern schwer gewesen, sie hätte also selbst, wenn Hako es gewollt, seine Anerkennung als Thronerben nicht erzwingen können, und das am wenigsten bei dem Hasse der Völker gegen das Geschlecht und

den Namen der Folkunger. Hako aber mahnte sie an die Aufgabe ihres Lebens, an ihre hohe Pflicht, und wie ihr auch das Herz dabei blutete, mußte sie sich ermannen.

„Ich wollte,“ sagte sie, „Du wärest ein Fremdling, dann könnte ich Dir als dem Retter meines Lebens Sohnesrechte bieten; es soll nicht sein, ich soll einsam auf der Höhe stehen. So gehe denn, mein Sohn, der Segen Deiner Mutter walte über Dir, meine Gedanken werden bei Dir sein in Freude und Leid, und wenn mir der Himmel den Triumph gönnt, mein Ziel zu erreichen, so weißt Du es allein, welches Opfer er von mir dafür gefordert hat.“

Hako's Blick traf die weinende Freia. „Darf ich meine Schwester mit mir nehmen?“ fragte er.

„Sie weint um den Piraten —“

„Er ist mein Verlobter!“ rief Freia, „ich habe ihm vergeben, Hako, bitte für ihn!“

„Gewährt ihr die Bitte,“ flehte Hako, „spendet eine Gnade in dieser Stunde.“

Margaretha nickte ihm zu. Sie half ihm wieder den Helm befestigen, noch einmal drückte sie ihm die Hand, dann gebot sie, daß der Hof erscheine.

An der Spitze der Damen trat Edda in's Gemach, Seligkeit strahlte aus ihrem Antlitz — mit Blicken, die ihr das Herz berauscht, hatte Moltke ihr gestanden, daß er sie seit langen Jahren geliebt und sie gebeten, ihm zu verzeihen, daß er dieses Gefühl verborgen und bekämpft.

Die Königin war bleich, aber noch nie war ihr Wesen dem Hofe so hoheitsvoll, so majestätisch erschienen, als in dieser Stunde. Sie eröffnete ihren Getreuen, daß sie be-

schlossen habe, den Ritter zur Brahe, der sie in der Schlacht bei Falköping unter dem Namen des „Enterbten“ vor Gefangenschaft und Tod gerettet, in den Reichsgrafenstand zu erheben und ihn mit Gütern zu belehnen, daß sie ferner beschlossen, den gefangenen Hauptmann der schwarzen Brüder damit zu begnadigen, daß derselbe dem Grafen zur Brahe übergeben und überantwortet werde, der Graf solle ihm aber erst auf hoher See, wenn er die Reise nach Lübeck antrete, die Freilassung ankündigen und ihn Urfehde schwören lassen.

25.

Gebhard v. Warendorp hatte dem Kriegsgericht jede Auskunft verweigert und erklärt, er wolle weder Schonung noch Gnade von der Dänenkönigin, er sei bereit zu sterben. Man brachte ihn gefesselt in den Thurm, aber er harrte vergebens der erlösenden Stunde, da man ihn zum Tode führe: es verging ein Tag und eine Nacht, ohne daß man ihn abholte oder ihm Kunde von seiner Verurtheilung brachte; er hatte Muße, über sein vergangenes Leben nachzudenken, und wenn er in den Momenten der Erregung den Tod gewünscht, ja den raschen Tod als eine Erlösung betrachtet hatte, so machte ihn das Harren auf die Entscheidung seines Schicksals mürbe, der Gedanke an Freia, die ihm ihre Liebe trotz seiner Untreue bewahrt, zauberte ihm das Bild vor die Seele, welches Glück ihm an ihrer Seite hätte erblühen können, er fühlte, wie schwer er gegen sie gefrevelt; er gedachte seines alten Vaters, und ihn überkam die Reue mit einer Allgewalt, wie das unter anderen Verhältnissen kaum möglich gewesen wäre.

Man brachte ihn, nachdem man ihm die Augen verbunden hatte, fort; er fragte vergeblich, was man mit ihm beginnen wolle, er beschwor seine Begleiter umsonst, ihm wenigstens Abschied von Freia Torsten zu gestatten — er erhielt keine Antwort. Man transportirte ihn auf ein Schiff, er fühlte es an den schwankenden Bewegungen, daß er sich auf dem Wasser befinde, und ein unheimliches Gefühl der Angst bemächtigte sich seiner — welche qualvolle Martern hatte man für ihn ersonnen? Wollte man ihn auf einer öden Insel an's Land setzen und ihn dem Hungertode preisgeben? Schreckensbilder solcher Art folterten die erregte Phantasie, sein Hirn brannte wie in Fieberhitze; da plötzlich fiel die Binde von seinen Augen und er glaubte, er habe eine Vision: Hako Torsten stand vor ihm — der Freund, den er verrätherisch am Kalmar=Sunde verlassen, von dem er glaubte, er sei zu Wismar hingerichtet, dessen Namen er gemißbraucht, die Königin Margaretha zu verleumden.

„Kennst Du mich, Gebhard?" fragte Hako. „Man sagt, es bringe Unglück, Jemand aus dem Wasser zu ziehen, und der Aberglaube hat sich bei uns fast bestätigt, Du warst mein Freund und hast mich verrathen!"

„Bist Du ein Lebendiger, so tödte mich mit dem Schwert, nicht mit Worten, bist Du ein Geist, so habe Erbarmen. Ich bin ein Elender, der den Tod verdient."

„Willst Du Urfehde schwören, so begnadigt Dich die Königin, so bist Du frei!"

Gebhard lachte bitter auf. „Du bist also Fleisch und Blut!" rief er, „Du kommst, mich zu höhnen?"

„Sahst Du mich jemals des Unglücks spotten? Lerne

die Großmuth, das edle Herz Margaretha's kennen. Schwöre Urfehde und Du bist frei — Deine Braut erwartet Dich, Gebhard."

Der Gefangene starrte Hako an, Thränen brachen ihm aus den Augen. „Könnte ich Freia nur noch einmal sehen, nur noch einmal von ihr Vergebung erflehen, ich wollte meine Kniee vor der Königin beugen und sie verehren wie eine Heilige."

Ein Ruf Hako's und ein Knappe erschien, er löste die Fesseln des Gefangenen.

Die Scene, die jetzt folgte, spottet jeder Beschreibung — Hako führte Gebhard in die Arme Freia's, der Gefangene schritt wie ein Träumender, und als er Freia erblickte, taumelte er, es dauerte lange, bis er daran glaubte, daß es Wirklichkeit sei, was er sähe und empfinde. —

Während der Seereise bis Lübeck hatten die Neuvereinten Muße genug, das Geschehene zu erklären. Der Wechsel des Schicksals, so ungeheuer er war, übte eine ebenso große als dauernde Wirkung auf Gebhard aus; er trat vor seinen Vater als ein veränderter Mensch, der verlorene Sohn kehrte als ein Reuiger zurück, und gern legte der alte Senator die Hände segnend auf das Haupt Freia's. Daß aber Blanka hoch erröthete, als ihr der Graf zur Brahe die Schleife zeigte, die sie an Hako Torsten gegeben, und daß sie ihm den Preis nicht vorenthielt, den sie Jenem verheißen, brauchen wir dem Leser nicht zu sagen. Es blieb für den Senator freilich ein Geheimniß, daß Margaretha Hako als ihren Sohn anerkannt habe, aber dem Grafen zur Brahe mochte er sein Kind nicht verweigern,

und wenn Freunde ihn später befragten, ob dieser Graf zur Brahe ein Verwandter jenes Torsten sei, den man einst in Lübeck verhaftet habe, lächelte er und sagte, er dürfe darüber nichts verrathen, aber die Königin, die damals Torsten begnadigt, müsse doch zu diesem Brahe eine besondere Neigung empfinden, da sie ihn für seine Verdienste in der Schlacht bei Falköping noch reicher belohnt habe als den Ritter v. Moltke.

Im alten Schlosse zu Kalmar versammelte Margaretha einige Jahre später, als König Albrecht sich durch die Thronentsagung die Freiheit erkauft und Stockholm infolge dessen sich nach hartnäckiger Gegenwehr der Königin ergeben hatte, die Stände von Dänemark, Schweden und Norwegen, um den denkwürdigen Vertrag, der unter dem Namen „Die kalmarische Union“ berühmt geworden, berathen und unterzeichnen zu lassen. Die drei stammverwandten Nationen wurden durch denselben zu einem politischen Bunde vereinigt, die Kronen der drei Reiche schmückten das Haupt der Königin, und auf dem Thronsessel zu Kalmar nahm sie die Huldigungen der Würdenträger der drei Reiche entgegen.*) Die Königin sah sich hiemit an dem ersehnten Ziele der Arbeit ihres Lebens, aber sie bewies, daß sie dasselbe nur im Interesse ihrer Völker, nicht um persönlicher Eitelkeit zu fröhnen erstrebt; sie ließ ihren Großneffen, Erich von Pommern, zum König krönen und übertrug ihm, als er heranreifte, einen Theil der Re-

*) Der Thronsessel, eine der würdigsten nordischen Reliquien, wurde im Jahre 1730 für wenige Thaler verkauft.

gierungsgeschäfte, ihn allmählig in sein schweres Amt einzuführen.

Im Schlosse zu Kalmar besuchte Edda an der Seite ihres Gatten die einsame Grabstätte des ermordeten Magnus — er war gerächt durch den Triumph, den Margaretha heute feierte, das Reich Albrecht's war für alle Zeit vernichtet; ward aber Edda durch das Glück der Gegenwart für die Zeit der Prüfungen getröstet, so war dieser Tag des Festes und des Triumphes bitter schwer für das Herz der Königin — ein ihr fern stehender Knabe sollte erben, was sie in einem Leben voller Mühen erstritten, und ihr Sohn weilte ferne, er hatte keinen Antheil an den Ehren, die ihr wurden, er war ihr vor der Welt ein Fremder — sie stand einsam auf der Höhe!

Hako zur Brahe ließ sich in Lübeck nieder und zeichnete sich bei späteren Kämpfen als Führer der hanseatischen Truppen durch Umsicht und Tapferkeit aus, während Gebhard sich ganz der kaufmännischen Thätigkeit widmete. Seine früheren Genossen, die Vitalienbrüder, hatten den Kampf gegen Margaretha bis zur Uebergabe von Stockholm fortgesetzt, aber auch dann sich nicht bewogen gefunden, die Waffen niederzulegen. Sie fanden bei den mit Albrecht verwandten Fürsten in Mecklenburg Schutz und einen Markt für ihren Raub; Lübeck, Hamburg, Bremen und Danzig ließen endlich Schiffe in See stechen, dem Seeräuberwesen ein Ende zu machen; von den deutschen Küsten vertrieben, bemächtigten sich die Räuber Gottlands. Margaretha, die Hanseaten und der deutsche Orden vereinten sich, sie auch von dieser Insel zu verjagen, da

flüchteten sie in's Nordmeer, und bis in's 16. Jahrhundert hinein waren sie der Schrecken aller Handelsfahrer.

Die Königin Margaretha leitete die Regierung der drei Reiche mit Kraft und Umsicht bis an ihr Lebensende, es gelang ihr, die Idee der Union zu verwirklichen und aufrecht zu erhalten, wie es später keiner ihrer Nachfolger verstand; ihr Name bleibt unvergänglich in der Geschichte, die ihre Thaten feiert, aber die Opfer nicht kennt, welche ihr Herz der Pflicht gebracht hat.

Hako zur Brahe war ein häufiger Gast der Königin, aber Keiner ahnte, wie nahe er ihr stand, und als sie am 28. Oktober 1412 auf dem Schlosse Duburg bei Flensburg die Augen schloß und Hako einen Kranz auf ihr Grab gelegt, verstand es ihr Nachfolger Erich nicht, wie der Tod der Königin den hanseatischen Ritter so tief erschüttern könne, daß er Thränen vergoß. Niemand ahnte das Geheimniß des wahren Erben der Folkunger, der in seiner glücklichen Ehe mit Blanka reichen Ersatz fand für ehrgeizige Träume, denen sein edler und großer Sinn für alle Zeiten entsagt hatte.

Böse Mächte.

Roman
von
C. Wild.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

In dem feinsten Restaurant einer kleinen deutschen Residenzstadt saßen zu ziemlich vorgerückter Nachtstunde noch zwei Herren bei einer Flasche Wein.

Der ältere der Herren mochte ungefähr vierzig Jahre zählen. Ohne eigentlich das zu sein, was man einen schönen Mann nennt, war er doch eine interessante, anziehende Erscheinung.

Groß und schlank gewachsen, ohne Hagerkeit, ließ seine Gestalt jene Biegsamkeit der Formen und jene Eleganz der Haltung gewahren, die den Mann von Welt kennzeichnet. Das an den Schläfen etwas zurücktretende schwarze Haar war leicht gekräuselt, desgleichen der kurze Vollbart, welcher ein blasses, edel geschnittenes Gesicht umrahmte.

Die tiefliegenden grauen Augen hatten einen scharfen, stechenden Blick, der sich jedoch nur zuweilen durch einen blitzartigen Augenaufschlag verrieth, für gewöhnlich senkten sich lange, dichte Wimpern über diese „gefährlichen Augen“,

wie einmal eine schöne Dame die grauen Augen des Herrn v. Reichstein bezeichnet hatte.

Sein Tischgenosse präsentirte sich bedeutend weniger vortheilhaft.

Das blasse Gesicht des kaum fünfundzwanzigjährigen Mannes wies weichliche, nichtssagende Züge auf, welche weder durch die dünnen, blonden Bartcoteletten, noch durch das Monocle gehoben wurden, welches der junge Mann durch eine krampfhafte Verzerrung seiner Gesichtsmuskeln im Auge festhielt.

Leo v. Schlieben war in der That ein herzlich unbedeutender junger Mann, dem nur seine stets wohlgefüllte Börse einige Geltung verschaffte; im Allgemeinen wurde er von den Aristokraten der Residenz ziemlich kühl behandelt, ein Umstand, der ihn jedoch nicht hinderte, sich in alle Gesellschaften zu drängen, die Kreise der adeligen Lebemänner aufzusuchen, mit einem Worte den Cavalier comme il faut zu spielen.

Herr v. Reichstein schwieg und schaute nachdenklich den feinen Rauchwölkchen nach, die seiner soeben in Brand gesetzten Havanna entquollen. Schlieben hatte die Füße weit von sich gestreckt und liebäugelte mit seinen eleganten Lackstiefeletten, die einen außergewöhnlich kleinen, schmalen Männerfuß umhüllten.

„Die Danilla war doch heute wieder hinreißend," fuhr er plötzlich auf; „sagen Sie, Herr v. Reichstein, haben Sie je etwas Herrlicheres, Entzückenderes gehört, als ihren heutigen Gesang? Ich behaupte, nur eine Tochter des sonnendurchglühten Hispaniens kann mit so viel Feuer,

mit so viel Enthusiasmus singen, als es heute Abend die schöne Danilla gethan."

Herr v. Reichstein lächelte fein.

„Um so größer ist das Verdienst der schönen Sängerin," sagte er; „sie muß sich doch sehr in ihre Rolle hineingelebt haben, um einen so gewiegten Kenner, wie Sie, über ihre Nationalität täuschen zu können."

„Wie meinen Sie das?" fragte Schlieben mit nicht sonderlich geistreichem Gesicht.

„Einfach so, daß die schöne Danilla keine Spanierin ist; ihre Wiege hat an der schönen blauen Donau gestanden, sie ist ein Kind der lustigen Kaiserstadt Wien."

„Ah!"

Leo v. Schlieben starrte den Sprecher mit halboffenem Munde an.

„Ich dachte immer, sie sei die Tochter einer verarmten Adelsfamilie Spaniens," stotterte er endlich.

„Warum nicht gar! Am Ende noch der Sprößling eines Maurenfürsten; nein, nein, so hoch steigt der Stammbaum der schönen Danilla nicht; sie ist dem Volke entsprossen und ein echtes Wiener Kind, ich selbst kenne sie von Wien her."

Leo v. Schlieben ließ sein Monocle fallen und fuhr mit der juwelenblitzenden Hand durch sein dichtes, semmelblondes Haar.

„Unbegreiflich," murmelte er, „sie hat doch ganz den Typus einer fremdländischen Schönheit!"

„Sie täuschen sich, mein lieber Freund," lächelte Moritz v. Reichstein gelassen, „die echte Schönheit kennt keinen

besonderen Typus. Die Deutschen haben ihre brünetten Schönheiten, wie die Südländer ihre blonden, danach kann man sich nicht richten. Sie, ein so vorzüglicher Kenner von Frauenschönheit, sollten dies doch am besten wissen."

Leo v. Schlieben merkte den leisen Spott in den Worten Reichstein's nicht.

„Im Grunde genommen, hm, ja — Sie können Recht haben," meinte er, an den Spitzen seines Bartes zupfend, „die Danilla hat doch so Manches an sich, das an ihre deutsche Abstammung erinnert."

„Und ihre Mutter entschieden noch mehr," warf Reichstein ein, „eine hellblonde, stattliche, noch sehr wohlerhaltene Dame, der man ihr ehemaliges Metier durchaus nicht ansieht."

„Ihre Mutter! Aber die schöne Danilla hat doch keine Mutter mehr!" rief Schlieben ganz verwirrt. „Sie sprechen in Räthseln, mein lieber Freund."

„Ich kenne eben die Verhältnisse sehr genau," entgegnete Reichstein, den die Verwirrung Schlieben's unendlich ergötzte, „Frau Weldner, die angebliche Gesellschaftsdame der schönen Sängerin, ist in Wahrheit ihre Mutter und hat ehemals mit Obst und Gemüse gehandelt."

„Nicht möglich!"

Schlieben wurde förmlich starr vor Ueberraschung; er hatte gleich Jedermann geglaubt, daß die Danilla, welche seit einigen Wochen die Herzen der gesammten Männerwelt der Residenz in Brand setzte, eine vornehme Dame sei, welche aus Familienrücksichten unter dem Namen Danilla auftrat.

„Es mögen ungefähr fünfzehn Jahre her sein," fuhr Reichstein gelassen fort, „als ich Frau Weldner und ihr hübsches Töchterlein kennen lernte. Ich hielt mich damals für einige Zeit in Wien auf und hatte mir deshalb eine Privatwohnung gemiethet. Meinen Fenstern gegenüber hatte eine junge hübsche Frau einen Stand, wo sie Obst und Gemüse feilbot. Ich selbst habe mehr als einmal bei ihr süße Trauben und saftige Pfirsiche gekauft; zuweilen leistete ihr ein kleines Mädchen Gesellschaft, ein engelschönes Kind mit rabenschwarzen Locken und großen Gluthaugen; das war die schöne Danilla, die damals mit dem weniger romantischen Namen Betty gerufen wurde. Die Frau erzählte mir eines Tages ganz freudestrahlend, daß sie für ihr Töchterchen einen Gönner gefunden hätte, der dem Kinde einen Freiplatz im Konservatorium verschafft hatte — Sie sehen, die Kleine hat Carrière gemacht, sie ist eine viel bewunderte Sängerin geworden."

Herr v. Reichstein führte sein Glas an die Lippen und schlürfte mit Kennermiene den goldig perlenden Wein.

Leo v. Schlieben hatte sich unterdessen von seiner Bestürzung erholt.

„Was Sie da sagen, ist höchst merkwürdig," meinte er; „man hält die Danilla allgemein für eine Dame aus den besseren Gesellschaftskreisen, die durch besondere Umstände dazu gezwungen wurde, sich der Kunst zu widmen."

Herr v. Reichstein zuckte die Achseln.

„Ich bin meiner Sache vollkommen sicher," gab er in bestimmtem Tone zur Antwort; „ich habe Beide, Mutter und Tochter, sofort erkannt."

„Was würde Graf Stettenheim dazu sagen, wenn er dies wüßte?“ meinte Schlieben nachdenklich.

„Kennt Graf Eugen Stettenheim denn die Künstlerin persönlich?“ frug Reichstein gespannt.

„Natürlich! Ach ja, Sie können von der Geschichte nichts wissen, Sie sind ja erst vorgestern von Ihrer Reise zurückgekehrt,“ sagte Schlieben, froh, wieder einmal zu Worte kommen zu können. „Nun, Graf Eugen Stettenheim ist sterblich verliebt in die schöne Sängerin, und man ist allenthalben der Ansicht, daß er die Absicht hat, sie zu seiner Gemahlin zu machen.“

„Mein lieber Schlieben, das klingt sehr unwahrscheinlich, die Fürstin würde eine solche Verbindung nicht zugeben.“

„Als ob Graf Stettenheim sich um seine durchlauchtige Tante kümmerte! Er ist gewöhnt, seinen Weg allein zu gehen, unbekümmert, ob ihm die Sonne der fürstlichen Gnade scheint oder nicht, ein Sonderling ist er von jeher gewesen.“

„Das gebe ich zu, aber bedenken Sie doch, der junge Fürst ist kränklich und schwach, wenn er sterben sollte, so ist Graf Stettenheim sein Nachfolger; können Sie sich eine solche Mesalliance denken?“

„Eben deshalb ist ja die Fürstin außer Rand und Band über diese Liaison mit der Sängerin, und wenn die schöne Danilla, wie Sie sagen, aus der untersten Volksschichte stammt, so wird der Graf jetzt selbst jeden Gedanken an eine Verbindung mit ihr aufgeben müssen — ein äußerst interessanter, verwickelter Fall das!“

Leo v. Schlieben richtete seine wasserblauen Augen erwartungsvoll auf Reichstein, was dieser zu all' diesen Enthüllungen sagen würde.

Reichstein verzog keine Miene; er steckte sich mit der größten Ruhe von der Welt eine frische Cigarre an und entgegnete: „Dann wäre es eigentlich ein Verdienst, den Grafen darauf aufmerksam zu machen, damit er ein Verhältniß löse, das ihm nur Verdruß und unangenehme Verwickelungen bringen kann, denn die schöne Danilla wird ihm gewiß nicht ihre Herkunft verrathen."

„Das läßt sich denken," sagte Schlieben eifrig; „natürlich wäre es besser, wenn der Graf sich los machte, ehe es zu spät geworden ist — Sie kennen ihn ja, an einem einmal gegebenen Worte hält er fest, und müßte die Welt darüber zu Grunde gehen — der Graf ist eben ein großer Idealist."

Schlieben kräuselte bei den letzten Worten verächtlich seine Lippen — er freilich hatte nie Ideale besessen, für ihn war der Genuß das Höchste, was das Leben zu bieten vermag.

Reichstein antwortete nicht sogleich; um seine Lippen spielte ein spöttisches Lächeln, aber er enthielt sich jeder Bemerkung.

Leo v. Schlieben lehnte sich bequem in seinen Stuhl zurück und kniff sein Monocle kunstgerecht in's Auge. Er besaß sehr viel Selbstbewußtsein und hielt sich nebenbei für einen gewiegten Menschenkenner, obgleich er bei Beurtheilung der schönen Sängerin sich gründlich blamirt hatte.

„Die Mittheilung über Danilla's Herkunft dürfte gewaltige Sensation erregen," sagte Reichstein nach einer Pause, „und besonders die Fürstin müßte dem Verbreiter dieser Neuigkeit zu besonderem Danke verpflichtet sein. Wenn die Sache publik wird, muß Graf Stettenheim unbedingt die schöne Danilla aufgeben. Er wird das auch, denn er haßt nichts so sehr, als das öffentliche Gerede, und ist im Ganzen viel zu wenig energisch, um einem solchen kühn die Stirne zu bieten."

Die wasserblauen Augen Schlieben's bekamen einen eigenthümlichen Glanz, seine Nasenflügel erweiterten sich und die dünnen, schmalen Lippen erbebten. Reichstein's Worte hatten die von ihm gewünschte Wirkung vollständig erzielt; Schlieben zitterte vor Begierde, der Verbreiter dieser sensationellen Neuigkeit sein zu dürfen.

„Nun, Sie werden sich jedenfalls diese günstige Chance nicht entgehen lassen, um bei Hof bestens akkreditirt zu werden," sagte er, sich bemühend, seiner Stimme einen möglichst festen Klang zu geben.

„Ich? Warum sollte ich mich darein mischen," versetzte Reichstein, dem Schlieben's Erregung nicht entgangen war, in unbefangenem Tone; „ich mische mich prinzipiell in dergleichen Dinge nicht. Aber Sie, Schlieben, Sie geizen ja nach der Gunst der Fürstin, Sie könnten sich ein Anrecht auf den Dank Ihrer Durchlaucht erwerben, und dann sind Sie in den Adelskreisen so wohlbekannt, so wohlgelitten. Erzählen Sie die Geschichte im Club, Sie machen sich dadurch zum Helden des Tages, Alles wird sich um Sie drängen, Sie werden wie eine Dame um-

schwärmt werden und gar nicht Zeit finden, Allen Rede und Antwort zu stehen."

Während Reichstein sprach, war ihm Schlieben immer näher gerückt; seine Augen glühten, seine Wangen brannten, er nahm förmlich das Wort von den Lippen des Sprechenden. Als dieser geendet, faßte er enthusiastisch seine Hand und brach in die Worte aus: „O, mein bester Reichstein, wenn Sie mir dies gestatten wollten! Ich würde Ihnen zeitlebens dankbar sein!"

Ueber Reichstein's Gesicht flog ein Ausdruck der Befriedigung. Er ließ sich den krampfhaften Händedruck Schlieben's gefallen und entgegnete freundlich: „Ich gebe Ihnen unbedingte Vollmacht, nur müssen Sie sich nicht auf mich berufen. Dagegen kann ich Ihnen die Adresse des Wiener Gesanglehrers angeben, bei welchem die Danilla ihre Studien begonnen hat. Wenn Sie sich schriftlich an ihn wenden wollen, so können Sie von ihm die volle Bestätigung meiner Angaben vernehmen. Aber meinen Namen lassen Sie aus dem Spiel und sagen Sie meinetwegen, ein durchreisender Fremder habe die Danilla erkannt und Ihnen ihre Lebensgeschichte erzählt, das klingt noch am wahrscheinlichsten und ist ja immerhin ein sehr möglicher Fall. Also, lieber Schlieben, von mir schweigen Sie ganz!"

„Gewiß, gewiß, wenn Sie es wünschen," betheuerte Schlieben, froh, allein als Held des Tages dastehen zu können. „Garçon, he — rasch eine Flasche Sekt!" unterbrach er sich, einem eben vorbeigehenden Kellner zurufend. „Sie müssen mit mir eine Flasche trinken," wandte er sich wieder zu Reichstein, der lächelnd zusagte, „ich bin

heute in der Stimmung, ein ganzes Meer von Champagner zu vertilgen."

Bei der einen Flasche blieb es natürlicherweise auch nicht, es folgten deren mehrere, und es war schon zwei Uhr Morgens, als die beiden Herren Arm in Arm das Restaurant verließen, um sich in ihre Wohnungen zu begeben.

Schlieben, der entsetzlich echauffirt aussah, taumelte stark und hatte alle Mühe, sich an dem Arme seines Begleiters aufrecht zu erhalten.

Reichstein hingegen war noch fest und stramm in Gang und Haltung.

Er führte Schlieben bis zu dessen Wohnung, die im elegantesten Stadtviertel lag, und schlug dann sicheren Schrittes den Weg zu dem Gasthofe ein, in welchem er vorläufig sein Absteigequartier genommen hatte.

In seinem Portefeuille ruhte wohlverwahrt ein Hundertmarkschein, den er dem berauschten Schlieben in aller Eile noch abgeborgt hatte.

Zweites Kapitel.

Eine helle, freundliche Oktobersonne lag über der Residenz und dem fürstlichen Schlosse, die spitzen Thürmchen des nicht allzu großen, im gothischen Style erbauten Gebäudes mit klarem, goldigem Lichte überfluthend, als Moritz v. Reichstein mit dem langsamen, schlendernden Schritte eines Spaziergängers quer über den Schloßplatz hinschritt, sich zu den Parkanlagen wendend, welche das Schloß an drei Seiten umgaben.

Die Anlagen rechts und links waren der Benützung des

Publikums freigegeben, den mittleren Theil derselben hielt die Fürstin für sich reservirt.

Fürstin Karoline v. M. war eine stolze Dame, die es jedoch zu Zeiten liebte, sich populär zu machen, deshalb hatte sie in der hohen Umfassungsmauer, welche ihren Park vor den neugierigen Blicken Unberufener schützte, rechts und links zwei schmale Pförtchen anbringen lassen, durch welche sie in die öffentlichen Parkanlagen gelangen konnte, um sich dort zuweilen unter das Publikum zu mischen und auch hie und da Jemand mit einer Ansprache auszuzeichnen.

Herr v. Reichstein trat in die rechtsseitig gelegene Parkanlage, immer noch mit dem zögernden Schritte eines Spaziergängers, der nicht weiß, wohin er eigentlich seine Schritte lenken soll.

Es mochte ungefähr zwei Uhr Nachmittags sein, eine Stunde, zu welcher der Park nur sehr spärlich besucht war.

Die sauber angestrichenen Ruhebänke standen leer da und nur vereinzelt tauchten auf den Schlangenwindungen der Wege Spaziergänger auf, die jedoch Alle ihre Schritte dem Ausgange zulenkten.

Herr v. Reichstein schritt langsam vorwärts, anscheinend nur mit seinen Gedanken beschäftigt; in Wahrheit aber ließ er seine Blicke spähend umherschweifen, und er athmete zufrieden auf, als er sah, wie die Spaziergänger sich immer mehr verloren.

Moritz v. Reichstein schritt tiefer in den Park hinein, bis er an der Mauer stand, welche diesen von dem der Fürstin allein zugehörenden Theile trennte.

War es Zufall oder Absicht? Reichstein befand sich

gerade vor der Pforte, die sich nur für die Fürstin zu öffnen pflegte; hier war Alles ruhig, still und menschenleer.

Er blickte noch einmal vorsichtig um sich, dann trat er dicht an die Pforte und ließ ein starkes, anhaltendes Räuspern vernehmen; dieses Räuspern wiederholte er in längeren Intervallen dreimal, dann blieb er wartend stehen.

Jetzt hörte man ein leises Geräusch, dann sprang die Thüre auf und durch den geöffneten Spalt streckte sich eine weiße, schmale Frauenhand.

„All right?“ frug eine weiche Stimme in gedämpftem Tone.

„All right!“ gab Reichstein ebenso leise zurück.

Die Pforte öffnete sich nun so weit, um Reichstein durchzulassen, dann fiel sie rasch in's Schloß, ohne daß Jemand diese kleine Scene beobachtet hätte.

Der Park der Fürstin Karoline war ein kleiner Feengarten, mit Grotten, Springbrunnen und Statuen fast überreich ausgestattet.

Hübsche, zierlich geschweifte Gartenbänke, künstlich hergerichtete Moossitze luden zum Ruhen ein; dichte Boskets, verschwiegene Laubengänge gab es da in Hülle und Fülle. Tiefgrüne Koniferengruppen wechselten mit reizend arrangirten Blumenbeeten ab — man sah auf den ersten Blick, daß hier nichts gespart worden war, um die Anlagen zu einem angenehmen, schönen Aufenthalte zu gestalten.

Moritz v. Reichstein stand vor einer Dame, welche das dreißigste Lebensjahr kaum überschritten haben mochte.

Ueppiges, hellbraunes Haar deckte in kunstvollen Flechtenwindungen ein schön geformtes, stolz getragenes Haupt,

die hohe, ebenmäßig gebaute Gestalt zeigte trotz aller Schlankheit einen Ansatz von Fülle, das rosig angehauchte Oval war von tadellosem Schnitte, die nicht allzu kleine, leicht gebogene Nase verrieth Energie und festen Willen, während die großen braunen Augen einen kalten, hochmüthigen Glanz besaßen.

Diese Dame war Fräulein Ulrike v. Merlin, die Vorleserin und Vertrauensdame Ihrer Durchlaucht der verwittweten Fürstin Karoline v. M.; die Dame bekleidete ihre Stellung bei derselben seit zehn Jahren, und trotz aller Neider verstand sie es, sich tapfer auf ihrem Posten zu erhalten.

Moritz v. Reichstein zog die schmale, durchsichtige Hand der Dame an seine Lippen und flüsterte einige leise, kaum verständliche Worte.

Ueber Ulrikens schönes Gesicht glitt ein leises Lächeln, ihre Augen hatten den gewohnten harten Glanz verloren und ruhten fast träumerisch weich auf dem Antlitze des ihr huldigenden Mannes.

Doch nur einen Moment währte diese sentimentale Regung; schon in den nächsten Sekunden richtete sich Ulrike hoch empor, und gleichsam so jeden innigeren Gedanken von sich abschüttelnd, sagte sie in leisem, entschiedenem Tone: „Komm rasch, Moritz, die Zeit drängt!“ Sie schritt nun vor ihm her, ihre grauseidene Robe leicht aufnehmend, um durch deren Rauschen kein Geräusch zu machen.

Reichstein folgte ihr mit ebenso vorsichtigen Schritten.

Das Paar ging längs der Mauer zwischen dichten Baumgruppen dahin, deren Laub noch wenig von dem

herannahenden Herbste gelitten hatte, dann wandte sich Fräulein v. Merlin bei einer Biegung des Weges links und lenkte ihre Schritte einem kleinen, allerliebsten Pavillon zu, dessen weiße Mauern nur stellenweise aus dem dunkelgrünen Epheugewinde hervorleuchteten, das ihn bis zum Giebel eng umsponnen hielt.

Ulrike stieg graziös die wenigen Stufen empor, und die verschlossene Thüre durch einen Schlüssel öffnend, trat sie ein; Reichstein folgte ihr rasch und schloß dann vorsichtig zu.

Es war ein kleiner, mit verschwenderischer Eleganz ausgestatteter Raum, in welchem sich die Beiden befanden; himmelblaue seidene Tapeten deckten die Wände, ein dicker, weicher Teppich machte jeden Schritt unhörbar, und blauseidene niedrige Fauteuils standen um einen mit Perlmutter reich ausgelegten Tisch herum.

Dieser Pavillon war der Lieblingsaufenthalt der Fürstin, und hier war im Sommer der Ort, wo Fräulein v. Merlin mit ihrer weichen, melodischen Stimme ihres Vorleseramtes zu walten pflegte; selbst die Prinzessin Berthilde und ihre Cousine, Comtesse Juliane Stettenheim, wagten es nie, den reizenden kleinen Raum zu betreten, den die Fürstin speziell für sich und ihre Vorleserin reservirt hatte.

Moritz v. Reichstein ließ seine Blicke neugierig umher schweifen.

Auf dem Tische stand eine Vase mit einigen herrlich duftenden Rosen, daneben lag ein aufgeschlagenes Buch und ein großer, halbentfalteter Fächer, auf welchem Scenen à la Watteau abgebildet waren.

Die weit geöffneten kleinen Spitzbogenfenster ließen die frische, kräftige Oktoberluft hereinströmen, und ein vorwitziger Sonnenstrahl huschte mit zitterndem Scheine über die eingewirkten Rosenbouquets des kostbaren Teppichs.

„Nimm Platz, Moritz," sagte Fräulein v. Merlin, indem sie sich beeilte, die Fenster zu schließen und die Spitzenvorhänge an denselben zuzuziehen.

Es herrschte nun eine matte Dämmerung in dem kleinen, rosendurchdufteten Raume, und dem Manne stieg mit einem Male eine dunkle Röthe in's Gesicht.

Er näherte sich Ulriken und legte seinen Arm um ihre Schultern.

„Ulrike, geliebte Ulrike!"

Sie lehnte ihren schönen Kopf an seine Schulter und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust.

So standen sie eine Minute schweigend neben einander, dann raffte Fräulein v. Merlin sich energisch empor aus ihren süßen Träumen.

„Ich habe wenig Zeit," sagte sie, „laß uns zur Wirklichkeit zurückkehren."

Moritz v. Reichstein hob ihren Kopf sanft empor und sah ihr tief in die Augen.

„Fast möchte ich an Deiner Liebe zweifeln," sprach er mit ungewohnter Weichheit, „und glauben, daß der Ehrgeiz die erste Stelle in Deinem Herzen einnimmt, Ulrike."

„Beides," entgegnete sie mit rücksichtsloser Offenheit; „ich liebe Dich, Moritz, ich liebe Dich als den Freund, den Gefährten meiner Jugend, als den einzigen Mann,

dem ich mich jemals fügen könnte, aber ich halte auch an meinen ehrgeizigen Plänen fest; diese müssen sich erst verwirklichen, ehe wir einander für's Leben angehören, und all' mein Streben und Trachten ist jetzt dahin gerichtet, Dir bei Hofe eine geeignete Stellung zu verschaffen, die Dich rasch vorwärts bringt, hoch und immer höher, daß wir stolz auf alle Anderen herabblicken können. Ich habe so viel Demüthigung und Zurücksetzung in meinem Leben erdulden müssen, ich habe so viel Hartes und Bitteres erfahren, daß ich mir selbst eine glänzende Genugthuung bereiten will, Dir und mir, denn wir Beide haben nun genug gelitten."

Während sie sprach, traten die feinen Linien, die der Griffel der Zeit um Mund und Kinn gezogen, immer schärfer, vertiefter hervor, die braunen Augen glänzten stahlhart, der ganze Ausdruck des schönen Gesichtes wurde immer starrer, immer hochmüthiger. Ulrike v. Merlin erschien in diesem Augenblicke um ein Jahrzehnt gealtert.

Moritz v. Reichstein erfaßte beruhigend ihre Hand.

„Nicht diesen Ton, Ulrike," bat er, „Du bist verbittert und raubst Dir dadurch jeden Lebensgenuß. Das sollst Du nicht! Man kann vorwärts streben, ohne das Leben gar zu schwer zu nehmen. Du hast im Grunde genommen bei der Fürstin eine sehr angenehme Stellung, um die Dich gar Viele beneiden, und wenn unsere Intrigue gelingt, so können wir bald zu dem ersehnten Ziele gelangen."

Er drückte sie schmeichelnd an sich und preßte einen Kuß auf die im tiefsten Dunkelroth leuchtenden Lippen.

Ein Schein von Glück flog über Ulrikens Gesicht.

„Komm," sagte sie, sich sanft aus seinen Armen lösend, „berichte mir, wie der erste Schritt verlaufen ist."

„Aeußerst erfolgreich," versetzte Reichstein, neben ihr Platz nehmend; „der alberne Schlieben ist wie geschaffen für eine solche Rolle. Seit gestern spricht man von nichts Anderem, als von der schönen Sängerin, deren Mutter einen Obststand hatte und jetzt als Gesellschaftsdame bei ihr weilt. Danilla ist hier unmöglich geworden."

Ulrike nickte.

„Es ist uns schon etwas davon zu Ohren gekommen, und ich sah es der Fürstin an, daß sie im Stillen triumphirte, wenngleich sie bisher noch kein Wort darüber verlor. Doch erzähle, Moritz, wie Du Danilla's Herkunft so rasch erforscht hast, ich werde der Fürstin darüber genauen Bericht erstatten."

Sie neigte ihr Haupt dicht zu dem seinen, indeß er mit leiser, flüsternder Stimme zu erzählen begann.

Drittes Kapitel.

Ulrike v. Merlin war die Tochter eines zu Grunde gegangenen Edelmannes, der auf einem kleinen, halbverfallenen Schlosse mit Frau und Tochter in den kümmerlichsten Verhältnissen gelebt hatte.

Dicht an den verkommenen Besitz der Merlins stieß ein anderes, nicht minder vernachlässigtes Gut, dasjenige des Freiherrn v. Reichstein. Die Väter waren Freunde, so wurden es die Kinder auch; der alte Freiherr v. Reichstein besaß einen Sohn und eine Tochter, Merlin nur das eine Kind, Ulrike.

Obgleich die Mädchen in gleichem Alter standen, zog Ulrike den Umgang des jungen Moritz entschieden demjenigen seiner Schwester vor.

Clemence v. Reichstein war ein frühreifes Mädchen, das zeitig mit allen jungen Männern zu kokettiren begann, die in ihre Nähe kamen; sie war nicht sehr wählerisch, die übermüthige, rothblonde Schöne mit den braunen Augen und den sinnlich aufgeworfenen rubinrothen Lippen.

Wer jung und hübsch war und ihr schmeichelte, der gefiel ihr, ohne daß sie viel danach frug, wer und was er sei, und eines schönen Tages war denn auch das kaum sechzehnjährige Mädchen mit einem jungen Maler entflohen, der sich für einige Wochen in der Nähe des Reichstein'schen Gutes aufgehalten hatte, um in der schönen Gegend sein Skizzenbuch zu bereichern.

Der Vater grämte sich nicht allzu sehr über den Verlust der ungerathenen Tochter, die Mutter war schon seit Jahren todt, und der Bruder weilte als Reisebegleiter eines jungen Fürsten in der Ferne.

So kümmerte sich kein Mensch um die Entflohene, es wurden keine Nachforschungen angestellt, und vierzehn Tage später sprach kein Mensch mehr von Clemence v. Reichstein.

Während dieser Zeit starb auch Ulrikens Mutter; Frau v. Merlin war eine hochgebildete Dame gewesen, welche ihre Tochter selbst in allen Kenntnissen unterwiesen hatte, die für eine junge Dame von Welt unentbehrlich geworden sind.

Ulrike war sehr musikalisch und sprach mehrere Sprachen mit großer Fertigkeit; am meisten excellirte sie jedoch

in der Kunst des mündlichen Vortrages, in welcher sie es bis zu einer gewissen Meisterschaft gebracht hatte.

Ihre tiefe, weiche Altstimme eignete sich besonders dazu, da sie jeder Modulation fähig war, und Frau v. Merlin hatte ihr Bestes gethan, um diese Gabe, welche die Natur ihrer Tochter verliehen, entsprechend auszubilden.

Jetzt war die blasse, stille Frau todt und das junge Mädchen sich selbst überlassen. Der Vater trank und spielte, so lange Geld im Hause war, mit seinen Kumpanen, worunter sich auch der alte Baron v. Reichstein befand, der Ertrag der wenigen Aecker wurde von Jahr zu Jahr schlechter, ein Stück nach dem anderen wurde verkauft, und schließlich fand man eines Morgens Herrn v. Merlin todt in seinem Bette; er hatte sich erschossen.

Das Wenige, was da war, nahmen die zahlreichen Gläubiger in Beschlag, für die Tochter des Hauses blieb nichts übrig.

Herr v. Reichstein bot ihr ein Asyl in seinem Hause an, und Ulrike mußte froh sein, daß er es that — sie war im buchstäblichsten Sinne des Wortes eine Bettlerin zu nennen.

Moritz v. Reichstein war von seinen Reisen nach Hause gekommen, und zwischen den einstigen Gespielen entspann sich ein zärtliches Verhältniß, leider ohne Aussicht, denn keines von Beiden besaß Vermögen, und unter diesen kümmerlichen Umständen eine Verbindung zu schließen, das wäre Keinem von ihnen eingefallen.

Ulrike war eine energische Natur; sie selbst drängte den Geliebten, wieder hinaus in die Welt zu ziehen, um eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung zu suchen.

Moritz war in der That ein vielseitiger, talentirter Mann, aber ohne jede Ausdauer. Leichtsinnig, genußsüchtig, lebte er nur für den Augenblick, und so war es ihm trotz seiner mannigfachen Talente noch immer nicht gelungen, sich in der Welt eine gesicherte Stellung zu verschaffen.

Er liebte das Spiel, den Wein, und da er ein angenehmer Gesellschafter war, fand er genug Genossen, mit denen er seinen Leidenschaften fröhnen konnte; die Liebe zu Ulrike war das einzig edle, bessere Gefühl in seiner Seele, aber selbst dieses war nicht stark genug, um ihn den bösen Mächten widerstehen zu lassen, die sich seiner immer mehr bemächtigten.

Mit der Zeit war aus dem schönen, begabten Cavalier ein eleganter Abenteurer geworden, der von heute auf morgen lebte, und oft genug nur auf das angewiesen war, was er beim Spiele gewann, oder von seinen Freunden entlieh.

Als ihn Ulrike in die Welt hinaus drängte, ging er, nicht ohne Bedauern, die Geliebte in so kümmerlichen Verhältnissen zurückzulassen, aber trotzdem wäre es ihm nicht eingefallen, sich um einen sicheren, wenn auch bescheidenen Posten zu bewerben, um Ulrike zu seiner Frau machen zu können.

Auch Ulriken lag jeder Gedanke an solch' eine bescheidene Existenz ferne; sie wollte reich und angesehen sein, denn eine Liebe, die blos sich selbst genug, jede Entbehrung geduldig erträgt, war durchaus nicht nach ihrem Geschmacke. Sie selbst blieb auch keineswegs müßig, um

ihr Ziel zu erreichen, sie wollte nicht unthätig warten, bis Reichstein an's Ziel gelangt war, sie wollte ihm vielmehr als Helferin zur Seite stehen und nichts unversucht lassen, um auch ihrerseits etwas zu dem Gelingen dieser kühnen Zukunftspläne beizutragen.

Sie schrieb an eine ehemalige Freundin ihrer verstorbenen Mutter und bat, die Dame möge ihr in einer aristokratischen Familie eine Stelle als Gesellschafterin oder Vorleserin verschaffen.

Sie erhielt wohl eine freundliche, zusagende Antwort auf ihre Bitte, aber sie mußte sehr lange auf ein günstiges Resultat warten. Während dieser Zeit starb der alte Herr v. Reichstein, und Ulrike war wieder obdachlos geworden, denn das in einem erbärmlichen Zustande befindliche Gut wurde sofort subhastirt.

Moritz v. Reichstein kam auf die Nachricht von seines Vaters Tode, so rasch er konnte, aber seine Anwesenheit nützte nicht viel. Er sah ein, daß es das Beste sei, mit den Gläubigern seines Vaters ein Abkommen zu treffen, denn er besaß nicht die Mittel, sich den Besitz des arg verschuldeten Gutes zu sichern.

Nachdem ein gütlicher Vergleich geschlossen worden war, blieb für Moritz v. Reichstein eine kleine Summe übrig, die er der gänzlich mittellosen Ulrike zur Verfügung stellte.

Aber was sollte aus dem jungen Mädchen werden? Wohin sollte sie sich wenden, was sollte sie beginnen?

Beide standen einander rathlos gegenüber; Moritz v. Reichstein mochte die Geliebte nicht in sein abenteuerndes

Leben hineinziehen, denn es gab so manchen dunklen Punkt darin, der vor Ulrike verborgen bleiben mußte.

Ihr stolzer, hochmüthiger Sinn paßte nicht für eine solche Scheinexistenz, wie sie Reichstein seit Jahren führte; er jedoch befand sich sehr wohl dabei, sobald er nur die Mittel herausschlug, das Leben eines reichen Cavaliers führen zu können.

Freilich wußte er, trotz aller Eleganz seiner äußeren Erscheinung, oft nicht, wie sich die nächsten Wochen für ihn gestalten würden, aber er fand immer wieder ein Auskunftsmittel, das ihm zu seinen Bedürfnissen verhalf, und da er in der Wahl dieser Mittel eben nicht sehr peinlich war, so war es ihm bisher stets gelungen, sich flott zu erhalten.

Aber Ulrike hatte nicht die Natur, sich in einer solchen Existenz wohl zu fühlen, das sah Moritz v. Reichstein sehr gut ein, und er dachte darum hin und her, was er thun sollte, um der Geliebten ein Heim zu verschaffen.

Da, in dieser höchsten Bedrängniß traf ein Schreiben von der Dame ein, an welche sich Ulrike vor langer Zeit gewendet hatte.

Die alte Dame machte dem Fräulein v. Merlin den Vorschlag, für einige Monate zu ihr zu kommen, vielleicht fände sich eher eine passende Stellung für sie, wenn man Ulrike persönlich sähe und kennen lernte.

Das junge Mädchen war sofort bereit, diesem Wunsche nachzukommen; sie ordnete ihre bescheidene Garderobe, und von Moritz v. Reichstein begleitet, reiste sie zu der Dame, die sich ihrer so gütig angenommen hatte.

Bei der letzten Station vor Ulrikens Bestimmungsorte trennten sie sich; Reichstein ging nach Paris, um dort sein Glück zu versuchen, und Ulrike betrat nun die Bahn, die sie zu ihrem Ziele führen sollte.

Ulrike v. Merlin war die Zuversichtlichere von Beiden; sie war fest entschlossen, sich durch keinen Wechselfall des Schicksals beugen zu lassen, und unverrückt ihr Ziel fest im Auge haltend, hoffte sie es zu erreichen und wenn Jahre darüber hingehen sollten.

Ulrike war von der alten Dame freundlich aufgenommen worden, ihre so sorgsam ausgebildeten Talente wurden vollkommen gewürdigt und es dauerte gar nicht lange, so sah sich Ulrike am Hofe der Fürstin Karoline als deren Vorleserin installirt.

Doch jetzt begannen erst die Kämpfe für das junge Mädchen; Neid, Haß, Verleumdung verfolgten sie auf Schritt und Tritt. Jede Miene, jeder Blick wurde beobachtet und mißdeutet, jedes Wort in einem mißliebigen Sinne aufgefaßt.

Die schwüle Hofluft legte sich erstickend auf die Brust des jungen Geschöpfes, das in freier Ungebundenheit aufgewachsen war; ihre Schönheit machte sie bei den Damen verhaßt, und ihre Armuth hinderte sie daran, Bewerber zu haben.

Man konnte allenfalls für die schöne Merlin schwärmen, ihr Galanterien sagen — ihr im Ernste zu huldigen, daran dachte Niemand.

Sie war ja so arm, so bettelarm! Und die Erinnerung an das schmähliche Ende ihres Vaters war gerade auch

nicht geeignet, die Tochter des durch eigene Schuld herabgekommenen Edelmannes begehrenswerth finden zu lassen.

Ulrike stand also mitten in einem feindlichen Lager ohne Freund, ohne Gönner, ohne eine Stütze. Die Fürstin behandelte ihre Vorleserin mit kühler Herablassung; sie war nicht die Frau, sich des verlassenen Mädchens gütig anzunehmen und ihr durch ein wenig Huld ihre schwere Stellung zu erleichtern.

So war Ulrike allein, sich selbst überlassen, und jeder Fußbreit, den sie sich auf dem schlüpfrigen Parquet eroberte, war mit harten Kämpfen erkauft.

Aber sie wich und wankte nicht. Sie wollte vorwärts kommen, für sie gab es keinen Stillstand, kein Zurück.

Von dem nicht eben allzu hohen Gehalte, den sie als Vorleserin der Fürstin erhielt, hatte sie es doch dahin gebracht, in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Summe zu ersparen, welche sie Moritz v. Reichstein schuldete.

Es war ihr damals schwer genug angekommen, von Reichstein das Geld nehmen zu müssen, und sie hatte es auch nur unter der Bedingung genommen, die Summe als Darlehen betrachten zu können, das sie baldmöglichst zurückerstatten wollte.

Reichstein hatte über ihre Skrupel lächeln müssen, er hätte ihr von Herzen gern die kleine Summe geschenkt, die kaum so groß war, um seinen jährlichen Bedarf an Cigarren zu decken. Aber Ulrike war unendlich empfindlich in derlei Dingen; wie von einer schweren Last befreit, athmete sie auf, als sie ihre Schuld an Reichstein abgetragen hatte.

Da sie sich nun dieser Sorge ledig wußte, stellte sie sich doppelt tapfer und muthig den Anfeindungen entgegen, die von allen Seiten auf sie einstürmten, und nach und nach gelang es ihr auch, sich die Gunst der Fürstin zu erobern.

Von diesem Zeitpunkte an änderte sich die ganze Umgebung Ulrikens; man begegnete ihr viel freundlicher, viel zuvorkommender, da man sah, daß ihre Stellung durch nichts zu erschüttern war; die Damen verbargen ihren Groll hinter einem süßen Lächeln, und die Herren veränderten den nonchalant galanten Ton ihrer Rede in denjenigen einer achtungsvollen Artigkeit.

Ulrike hatte nicht einmal ein Lächeln der Verachtung für diese Metamorphosen; ruhig und stolz ging sie ihre Bahn, ohne rechts, ohne links zu sehen.

Ihr Ziel stand hoch, sehr hoch, und sie mußte wacker zuschreiten, um es zu erreichen.

Viertes Kapitel.

Moritz v. Reichstein hatte seinen Bericht beendet; Ulrike legte nun ihre Hand leicht auf seinen Arm und sagte: „Die Fürstin soll wissen, wie sehr Du Dich in ihrem Interesse bemüht hast. Sie ist nicht ungroßmüthig und wird Deine Dienste zu schätzen wissen. Ich werde Dir jedenfalls morgen schon Nachricht zukommen lassen, wie sie meine Mittheilungen aufgenommen hat. Hoffentlich sind wir unserem Ziele um ein Bedeutendes näher gerückt. Wenn Du nur einmal eine Anstellung bei Hofe errungen hast, dann ist die Bahn geebnet, und wir schwingen uns auf

jene Höhe, von der ich seit Jahren geträumt. O, Moritz, welch' ein Triumph wird es für mich sein, auf alle Jene herab zu blicken, vor denen ich mich bisher schweigend beugen mußte! Die langen Jahre der Demüthigung, des Verlassenseins hinter mir, reich, angesehen, beneidet, mit Dir vereint — kann ich dann mehr vom Schicksal zu fordern haben?"

Ihre Wangen flammten, ihre Augen glühten, als sie diese Worte sprach; sie kostete schon im Voraus durch alle Phasen die Wonne durch, das Ziel, nach dem sie so unentwegt gerungen, erreicht zu haben.

Reichstein theilte ihre Begeisterung nicht so ganz; er hatte in seinem Leben schon zu viel intriguirt, um nicht zu wissen, daß jede noch so schlau gesponnene Intrigue doch nur an einem dünnen Faden hängt, dem oft ein Lufthauch eine andere Richtung geben kann, und er, der Vielerfahrene, war seiner Sache denn doch nicht so ganz sicher.

Nicht ohne Bewunderung sah er in das erregte Gesicht des Mädchens, das mit eiserner Energie und kraftvoller Ausdauer an seinen Plänen festhielt, und vielleicht zum ersten Male stieg in ihm die Frage auf: „Bist Du auch werth, dieses Weib einst Dein eigen zu nennen? Du bist nicht immer die gerade Bahn gegangen, und wenn sie, die Stolze, Alles von Dir wüßte, sie würde gewiß nicht so hoffnungsfreudig, so siegesgewiß in die Zukunft sehen."

Ulrike hatte sich erhoben und stand nun in dem ganzen Glanze ihrer Schönheit vor ihm. Einer voll entfalteten Rose gleich, die sich soeben dem heißen Kusse der

Sonne erschlossen, stand sie da, ein Lächeln auf den Lippen, stolzen Triumph in den Blicken.

Und auch bei ihm überwog in diesem Momente der Gedanke an das schöne Weib alles Andere.

Er faßte sie stürmisch in seine Arme, so daß sie erschreckt einen Schritt zurück trat, und seine Lippen drückten sich in heißem Kusse auf die ihren.

„Meine süße, meine herrliche Ulrike," flüsterte er leidenschaftlich, sie innig an sich pressend.

„Geh' Moritz, geh'," wehrte sie ihm mit weicher, bebender Stimme; „man könnte uns belauschen, Vorsicht ist jetzt doppelt nöthig."

Fast enttäuscht ließ er die Arme sinken; bei ihr hatte der Kopf immer den Vorrang über das Herz.

Sie liebte ihn, er wußte es, er glaubte daran, aber der Ehrgeiz stand ihr höher noch als ihre Liebe; jetzt hatte sie nur das Eine im Auge, ihre hochfliegenden Pläne erfüllt zu sehen, bis dahin mußte die Stimme des Herzens schweigen — das war so ganz ihre Art und Weise, mit der sie ihm schon als kleines Mädchen ganz gewaltig imponirt hatte.

Ulrike beachtete seine Verstimmung nicht; sie strich glättend über ihre reichen Flechten, und ordnete die Falten ihrer Robe. Dann trat sie an das Fenster und dasselbe öffnend, sah sie vorsichtig hinaus.

„Wir können gehen," sagte sie, sich an Herrn v. Reichstein wendend.

Schweigend gingen sie nun den Weg zurück, den sie vor einer halben Stunde gekommen waren; bei der Aus-

gangspforte angelangt, reichte Ulrike ihrem Begleiter noch einmal flüchtig die Hand, die er leise mit seinen Lippen berührte.

„Auf Wiedersehen," sagte sie.

„Auf Wiedersehen," tönte es zurück; die Pforte öffnete und schloß sich, Ulrike stand allein, das freundliche Lächeln des Abschiedes noch auf den Lippen.

Eine Weile stand sie so nachdenkend da, dann hob sie stolz das Haupt und schritt einen Laubengang entlang, der zu dem Blumenparterre führte, in das die große Freitreppe mündete, über welche man in die Gemächer der Fürstin gelangen konnte.

Je näher Ulrike dem Schlosse kam, desto stolzer und unnahbarer wurde der Ausdruck ihrer Züge.

Ihre Gestalt schien höher zu werden, die feinen Lippen preßten sich fester auf einander, die dunklen Wimpern senkten sich verhüllend über die noch feuchtglänzenden Augensterne, und der Gang nahm jenes vornehm langsame Tempo an, wie man es bei den Damen der höheren Stände zu sehen gewöhnt ist.

Jetzt war sie ganz in Miene und Haltung „die hochmüthige Merlin", wie sie auch außerhalb der Hofkreise genannt wurde, jenes unnahbare Geschöpf, dem weder in Gutem noch in Bösem beizukommen war, und dem man lieber aus dem Wege ging, weil man wußte, daß bei Ulrike v. Merlin alle giftgetränkten Pfeile wirkungslos abprallten.

Ulrike stieg langsam die blumengeschmückte Freitreppe empor.

Eben als sie in die große, durch Marmorsäulen gezierte Halle trat, kam aus einer Seitenthüre eine ältliche Frau ziemlich raschen Schrittes heraus — es war die Kammerfrau der Fürstin.

„Ach, gnädiges Fräulein,“ rief sie, als sie Ulrike erblickte, „ihre Durchlaucht haben soeben befohlen, das gnädige Fräulein zu suchen, es —“

„Schon gut, ich bin bereit,“ sagte Ulrike vornehm kühl, ihren Schritt etwas beschleunigend und, ohne die Frau anzusehen, an ihr vorbeischreitend.

Sie wußte, daß die Kammerfrau eben eine sehr bissige Bemerkung auf der Zunge gehabt hatte, eine jener kleinen Bosheiten, die um so tiefer verwunden, je harmloser sie anscheinend gemacht werden.

Frau Bank, eine hartnäckige Feindin Ulrikens, verstand das vorzüglich.

Die so kurz Abgefertigte warf der in der Thüre Verschwindenden einen bitterbösen Blick nach.

„Nun warte nur, Deine Stunde wird noch kommen,“ murmelte sie dann ingrimmig in sich hinein.

Ulrike war unterdessen durch mehrere Gemächer geschritten, ehe sie zu dem kleinen Salon gelangte, der in der Lieblingsfarbe der Fürstin, himmelblau, tapezirt, mit auserlesenem Geschmack, wenn gleich ein wenig überladen dekorirt war.

Die Fürstin stand in der Mitte des kleinen Salons, als Ulrike eintrat und sich mit einer tiefen Verbeugung ihrer Durchlaucht zur Verfügung stellte.

Fürstin Karoline war eine stattliche, imponirende Dame

von etwa vierzig Jahren. Das noch glänzend schwarze Haar deckte eine hohe, geistreiche Stirn, an die sich die gerade, nach griechischem Schnitte geformte Nase schloß; das etwas stark ausgeprägte Kinn zeugte von Willenskraft und Entschlossenheit, die graublauen Augen blickten klug und ernst unter kurzen, dichten Wimpern hervor.

Der kleine Mund war noch frisch und roth, nur der einst blendend weiße Teint hatte mit den Jahren einen gelblichen Anflug erhalten.

Fürstin Karoline war seit mehr als zehn Jahren Wittwe; nach dem Tode ihres Gatten hatte sie für ihren damals kaum vierjährigen Sohn die Regierung übernommen und mit fester Hand den kleinen Staat geleitet, mit Beihilfe einiger ihr treu ergebener Männer, die sich mehr oder minder gern dem Willen der Fürstin fügten.

Außer dem Erbprinzen besaß die Fürstin noch eine Tochter, Prinzessin Berthilde, welche um sechs Jahre älter als der Erbprinz war.

Erbprinz Otto war ein schwächlicher, schlecht entwickelter Knabe, welcher seiner Gesundheit wegen meist in südlichen Ländern leben mußte, und es war wenig Aussicht vorhanden, daß der kränkliche Prinz das achtzehnte Jahr erreichen würde, um, wie dies sein verstorbener Vater bestimmt hatte, in diesem Alter die Regierung anzutreten.

Graf Eugen Stettenheim war der nächste Anverwandte des Hauses, welcher Anspruch auf die Fürstenkrone hatte, falls der Erbprinz starb, ein wahrscheinlicher Fall, den selbst die Fürstin voraussah. Nur schwer konnte sie sich mit dem

Gedanken befreunden, die Zügel der Regierung aus der Hand zu geben.

Sie strebte nun danach, auf ihren Neffen einen Einfluß auszuüben, um sich für die Zukunft eine gewisse Macht zu sichern, aber leider hatten ihre Bestrebungen wenig Erfolg.

Graf Stettenheim gestattete wohl seiner Schwester Juliane, ihren bleibenden Aufenthalt an dem Hofe der Fürstin zu nehmen, er selbst aber hielt sich ziemlich ferne.

Außerhalb der Residenz hatte er sich ein kleines Schloß gebaut, an welches sich ein weit ausgebreiteter Waldkomplex schloß; hier lebte er einsam, sich mit wissenschaftlichen Studien, Musik und Malerei beschäftigend, abgeschlossen von jedem Verkehr, zum größten Verdrusse seiner fürstlichen Tante, welche vergebliche Anstrengungen machte, den Grafen an ihren Hof zu fesseln.

Sie hatte ihre eigenen Pläne betreffs des zukünftigen Fürsten, und die Nachricht von einer Liaison des Grafen mit der schönen Sängerin, welche an der Hofbühne ein Gastspiel absolvirte, traf sie gleich einem Donnerschlage, mitten in ihren schönsten Entwürfen und Projekten.

Was sollte sie thun, um jene gefährliche Person zu entfernen, die es so geschickt verstanden hatte, den Grafen an sich zu fesseln, daß man allgemein davon sprach, er habe die Absicht, Danilla zur Gräfin zu machen!

Es hätte sie nur ein Wort gekostet, um dem Gastspiele der Sängerin ein jähes Ende zu bereiten, aber was hätte sie damit erreicht? Vielleicht die Sache noch ärger gemacht, denn der ideal veranlagte Graf hätte sich jedenfalls

der in ihren Rechten Gekränkten auf's Eifrigste angenommen.

Ulrike, welche nur auf eine Gelegenheit wartete, um Reichstein, der seit einem Jahre dauernd in der Residenz der Fürstin lebte, an den Hof zu bringen, rieth ihr, durch eine Vertrauensperson nach der Vergangenheit der schönen Danilla forschen zu lassen.

Ulrike hatte einen scharfen Blick, und sie konnte nicht recht daran glauben, daß die Sängerin, wie diese immer geheimnißvoll andeutete, der Sprößling einer verarmten adeligen Familie sei; wenn dem nicht so war, so wurde dem Grafen durch die Enthüllung der richtigen Thatsache eine arge Enttäuschung bereitet, denn er war ein Mann, dem Betrug und Verstellung auf's Aeußerste verhaßt waren.

Die Fürstin faßte diesen Vorschlag zustimmend auf; sie willigte ein, daß Ulrikens Jugendfreund mit dieser heiklen Mission betraut wurde, und wir haben gesehen, welch' günstigen Erfolg Reichstein's Reise gehabt hatte.

Darüber berichtete nun Fräulein v. Merlin ihrer gespannt zuhörenden Herrin, und sie gewahrte mit Befriedigung, daß die Züge der Fürstin sich immer mehr erhellten.

„Ich danke Ihnen," sagte die Fürstin gnädig, Ulriken die Hand zum Kusse reichend; „Ihr Jugendfreund kann meiner Erkenntlichkeit sicher sein. Vorderhand wäre es wohl besser, ihn nicht so rasch an den Hof zu ziehen, das könnte Aufsehen erregen, Sie wissen, ich scheue dergleichen, aber — es müßte sich doch etwas finden."

Die Fürstin sah nachdenkend vor sich hin.

Ulrike erbebte vor Freude. Endlich, endlich war der erste Schritt gethan! Sobald Reichstein nur einmal festen Fuß gefaßt hatte, war schon Alles gewonnen.

Sein gewandtes Benehmen, sein vielseitiges Wissen mußten ihn dann rasch in die Höhe bringen, sie wollte gewiß nichts versäumen, um ihm die Bahn nach Möglichkeit zu ebnen.

„Ulrike," sagte die Fürstin, und daß sie Fräulein v. Merlin bei ihrem Taufnamen nannte, war ein Zeichen ihrer allerhöchsten Gnade, „Sie erzählten mir doch einmal, daß Herr v. Reichstein vor Jahren der Reisebegleiter des Prinzen S. gewesen sei. Mein Sohn," die Fürstin seufzte schmerzlich auf, als sie an ihr kränkliches, schwaches Kind dachte, „muß seiner Gesundheit wegen die Wintermonate wieder in Italien verbringen. Unter den Begleitern des Erbprinzen könnte man Herrn v. Reichstein ganz gut placiren, ich werde diesbezügliche Ordre geben, verständigen Sie Reichstein davon, ich werde mir ihn vorstellen lassen," sie legte die Hand sinnend an die Stirn, „morgen werde ich im Parke promeniren, er soll sich dort einfinden, das Uebrige läßt sich dann leicht arrangiren."

Sie nickte, als ob sie die Sache damit als abgethan betrachte.

Ulrike hielt nur mit Mühe an sich; sie wußte, daß die Fürstin lebhafte Dankesbezeugungen nicht liebte, und deshalb begnügte sie sich, einige Worte der Erkenntlichkeit zu sprechen, obgleich sie am liebsten in hellen Jubel ausgebrochen wäre.

Der Fürstin entging die Bewegung ihrer Vorleserin nicht.

Sie sah das Fräulein scharf an und sagte in gnädigem Tone: „Sie haben mir lange und treu gedient, ich weiß das zu schätzen, Ulrike. Wenn Ihr Jugendfreund," sie betonte leicht das letzte Wort, „mir dieselbe Treue und Ergebenheit widmet, kann er meiner Anerkennung gewiß sein. Ich brauche mehr denn je treue, ergebene Menschen in meiner Umgebung."

Es war das erste Mal, daß die Fürstin darauf anspielte, mit welch' banger Sorge sie in die Zukunft sah, und Ulrike wußte, daß dieses Vertrauenswort die schrankenloseste Gnade andeutete.

Fürstin Karoline pflegte nicht sehr freigebig ihre Gunstbezeugungen auszutheilen, aber wer es einmal dahin gebracht hatte, sich ihrer Gunst zu erfreuen, der stand darin fest und unerschüttert, denn die Fürstin ließ sich durch Einflüsterungen Anderer in ihren Neigungen nicht irre machen.

Ulrike hatte sich nie glücklicher gefühlt als heute, als sie, von der Fürstin gnädig entlassen, nach ihren Gemächern ging, um an Moritz v. Reichstein einen langen, langen Brief zu schreiben.

Fünftes Kapitel.

Herr v. Reichstein war, nachdem er den Park verlassen hatte, diniren gegangen.

Er hatte in dem Restaurant, wo er speiste, eine Menge Bekannter getroffen, darunter auch Schlieben, der plötzlich um Kopfeslänge gewachsen schien.

Reichstein hatte Recht gehabt, Leo v. Schlieben war der Held des Tages geworden.

Personen, die sonst den guten Schlieben nur über die Achsel angesehen hatten, boten ihm die Hand und setzten sich an seine Seite. Die älteren Herren klopften ihm kordial auf die Schulter und nannten ihn „mein lieber Freund". Kurz, Schlieben schwamm in einem Meere von Seligkeit.

Er war schon ganz heiser vom Erzählen und manchmal schnappte er nach Luft wie ein Fisch, der aus seinem Elemente auf trockenen Boden gebracht wurde.

Aber Schlieben fühlte sich nichtsdestoweniger überglücklich; seine wasserblauen Aeuglein leuchteten vor Vergnügen und sein Mund stand keinen Augenblick still.

Ja, die Danilla! Wer hätte das gedacht, daß dieses so vornehm thuende Geschöpf nichts weiter als die Tochter einer ehemaligen Gemüsehändlerin sei! Wie hatte sie spröde und vornehm gethan, und nur dem Grafen Stettenheim gestattet, sie besuchen zu dürfen. Nun, der stolze Traum der Gräfin und künftigen Fürstin war wohl ausgeträumt, denn es wäre Wahnsinn von dem Grafen gewesen, noch länger an eine Verbindung mit der Danilla zu denken.

So sprach und schwirrte es unter einander, und Reichstein hörte allen diesen Ausrufungen lächelnd zu.

Es ging besser, als er gedacht hatte; Schlieben hielt sich tapfer und verrieth mit keiner Silbe den eigentlichen Ursprung seiner sensationellen Mittheilung; Reichstein war daher vor Entdeckung vollkommen sicher, und er gönnte Schlieben

von Herzen die Ehre, für einige Tage eine vielumworbene Persönlichkeit zu sein.

Herr v. Reichstein dinirte mit trefflichem Appetit, er rauchte mit vielem Genuß eine gute Cigarre zu seiner Tasse Mocca, dann empfahl er sich bei seinen Bekannten, um, wie er sagte, ein wenig frische Luft zu schöpfen.

Als Reichstein das Restaurationslokal verließ, war schon die Dämmerung eingetreten; ein kühler, scharfer Wind wehte von Norden her, und erinnerte daran, daß die schöne Zeit bald ein Ende haben würde.

Herr v. Reichstein drückte seinen Hut tiefer in die Stirn, und schlug den Kragen seines eleganten Ueberziehers in die Höhe. Es schien ihm urplötzlich sehr kalt geworden zu sein, denn er ging jetzt mit schnellen, hastigen Schritten weiter durch mehrere Straßen, bis er vor einem hübschen, einstöckigen Hause stehen blieb.

Er zog die Glocke und wartete, ungeduldig hin und her gehend, bis ein alter Diener öffnete.

„Fräulein Kronau zu Hause?" fragte er kurz, den Kragen seines Rockes zurückschlagend.

„Das Fräulein ist soeben von der Probe zurückgekehrt," lautete die Antwort.

„Melden Sie mich."

Der Diener beeilte sich, dem Befehle Folge zu leisten, und ging rasch die teppichbelegte Treppe zum oberen Stockwerke hinauf, indeß Herr v. Reichstein ihm langsamer folgte.

Der Vorsaal, welchen er nun betrat, war reich mit Teppichen, Blumen und Bildern ausgestattet; er war von

dem nächsten Raume nur durch eine dunkelrothe Sammetportière getrennt, welche der Diener jetzt zurückschob, indem er sagte: „Das Fräulein läßt um einen Augenblick Geduld bitten, sie ist gerade bei der Toilette."

Reichstein nickte stumm.

Er ließ sich von dem Diener Hut und Ueberzieher abnehmen und betrachtete dann mit gleichgiltigen Blicken die an den Wänden hängenden Bilder; der Diener hatte sich geräuschlos entfernt.

Einige Minuten waren so vergangen, als die Sammetportière zurückgeschoben wurde und eine helle, klingende Frauenstimme in munterem Tone rief: „Jetzt bin ich bereit, Sie zu empfangen."

Reichstein wandte sich von den Bildern weg, der Sprecherin zu.

In dem Rahmen der Thüröffnung stand eine mittelgroße, üppige Frauengestalt.

Ein Kleid von weichem, weißem Wollstoffe schmiegte sich eng um die ebenmäßigen Formen; zwischen den reichen Spitzen des Aufputzes schimmerten blaßrothe Bandschleifen, und an dem Busen steckte eine wunderschöne, halberblühte Rose.

Lange, goldig glänzende Locken flossen in reizender Unordnung bis zur Taille herab, gehalten von einem schwarzen Sammetbande, das mit koketter Berechnung den Goldglanz des Haares noch mehr hervorhob. Das Gesicht der Dame zeigte unregelmäßige, doch durch ihre Pikanterie fesselnde Züge, denen mit Puder und Schminke zu frischen, blendenden Farben verholfen worden war.

Die grauen Augen waren groß, leuchtend und voll Glanz, der nicht allzu kleine Mund mit den aufgeworfenen Lippen drückte diesem ganzen Gesichte unverkennbar den Stempel der Genußsucht und des Leichtsinns auf; Sorge und Kummer schienen fremde Gäste auf dieser etwas niederen Stirn zu sein, auf welcher die modernen Löckchen gleich kleinen, goldenen Wölkchen ruhten.

Im Ganzen bot sie ein hübsches, anmuthiges Bild, wie sie so dastand, mit den vollen weißen Armen, von denen der Spitzenärmel weit zurückfiel, die dunkelrothe Sammetportière zurückhaltend, mit lachenden Augen, mit lachendem Munde, die personificirte Sorglosigkeit.

Reichstein begrüßte die Dame mit einer gewissen Nachlässigkeit, welche auf eine längere Bekanntschaft mit der Schönen hindeutete.

Sie bot ihm lächelnd die Hand, die er nur flüchtig berührte.

„Ich störe Sie doch nicht, Emma?“ frug er, ihre gewählte Toilette bemerkend.

„Ach nein! Ich habe mich nur geschmückt, falls der Baron kommen sollte — Sie wissen, man kann nie sicher auf seine Besuche rechnen.“

„Es ist doch heute kein ‚Abend‘,“ meinte Reichstein, der Dame in ein elegant ausgestattetes Gemach folgend, das die Mitte zwischen einem Boudoir und einem Empfangssalon hielt.

„Heute nicht, morgen. Werden Sie kommen?“

„Vielleicht.“

Fräulein Kronau warf sich in eine Causeuse und deu-

tete mit der kleinen, mit blitzenden Ringen geschmückten Hand auf einen nahestehenden Fauteuil.

Entgegen der glänzenden Beleuchtung auf der Treppe und im Vorsaale herrschte hier nur ein mattes, gedämpftes Licht, welches freilich für das geschminkte Gesicht der Dame von größtem Vortheile war.

Wie eine zart rosig angehauchte Apfelblüthe leuchtete jetzt das Gesicht Emma Kronau's aus der goldigen Lockenfluth hervor, während Augen und Mund desto verführerischer glühten, aber Reichstein hatte für alle diese Reize keinen Blick.

Er kannte Emma Kronau von Paris her; ihre Mutter hatte dort eine Spielhölle gehalten, und Moritz v. Reichstein war ein eifriger Besucher derselben gewesen.

Jahre hindurch hatte er von Emma nichts gehört, bis er sie in der Residenz als Tänzerin getroffen; ihre Mutter war todt, und sie jetzt allein auf sich angewiesen.

Emma hatte schon große Erfolge durch ihre Kunst geerntet, aber sie konnte von dem alten Métier nicht lassen; bald hatte sie die geeigneten Persönlichkeiten für einen Spielclub gefunden, und da Alles mit gehöriger Vorsicht in Scene gesetzt ward, so ahnte kein Mensch, daß bei der schönen Emma Kronau einige Abende in der Woche sehr eifrig und sehr hoch gespielt wurde.

Aristokraten und einige wenige Bürgerliche, die den Vorzug großen Reichthums besaßen, hatten Zutritt zu diesen heimlichen Spielabenden, denen die schöne Emma mit lachendem Munde präsidirte.

Ihr süßes Lachen übertönte so manchen dumpfen Fluch,

und wenn sie mit ihrer frischen, glockenhellen Stimme zum Weiterspielen aufforderte, konnte kein Mensch der lockenden Versuchung widerstehen.

Reichstein hatte ihr schon manche reiche Beute zugeführt, und unter Anderen auch einen alten, immens reichen Baron, der sich ein förmliches Vergnügen daraus machte, dem grünen Tische bedeutende Summen zu opfern. Er besuchte die schöne Emma auch, um mit ihr allein zu spielen, und — war es Galanterie oder Zufall? — die Tänzerin hatte bei diesen Parthien zu Zweien immer fabelhaftes Glück.

Die Besuche des Barons mußten natürlich auffallen, aber Emma Kronau nahm es mit ihrem Rufe nicht so genau; sie ließ die Leute ruhig bei dem Glauben, der Baron huldige ihrer Schönheit und strich mit lachendem Munde den reichen Gewinnst ein, den ihr die Schrulle des grillenhaften alten Barons eintrug.

„Sagen Sie mir, Emma," begann Reichstein das Gespräch, „haben Sie die Danilla heute bei der Probe gesehen?"

Die Tänzerin lachte laut auf.

„Sie wollen wissen, ob sie den Muth hat, sich den höhnischen Blicken ihrer Rivalinnen auszusetzen? Ja, wahrlich, es gehört eine Art von Heroismus dazu, alle diese Stichelreden und boshaften Bemerkungen über sich ergehen zu lassen, aber sie hat allen diesen unangenehmen Dingen trotzig Stand gehalten und ist dennoch zur Probe erschienen."

Reichstein strich lächelnd seinen Bart.

„Sie besitzt einen hartnäckigen Charakter," sagte er ruhig.

„Und einen grenzenlosen Hochmuth,“ setzte die Tänzerin hinzu; „sie hofft wahrscheinlich dennoch zum Ziele zu gelangen, obwohl sie jetzt Alles gegen sich hat.“

Reichstein blieb die Antwort schuldig; nach einer Pause sagte er: „Emma, ich brauche Geld, Sie müssen mir welches geben.“

Die lachende Miene der Tänzerin verfinsterte sich.

„Sie haben in letzter Zeit sehr viel gebraucht,“ sagte sie scharf. „Sie müssen bedenken, daß ich nicht immer mit gleichem Glücke spielen kann, das würde zu sehr auffallen; der lange hagere Gutsbesitzer, den Sie unlängst mitgebracht haben, sieht mir immer auf die Finger, den kann mein Lachen nicht täuschen, ich muß vor ihm auf meiner Hut sein.“

Reichstein biß sich in die Lippen.

„Ein fataler Mensch das,“ murmelte er, „ich hätte ihn nicht hierher bringen sollen, doch das läßt sich nicht mehr ändern. Können Sie mir gar nichts geben, Emma?“

Die Tänzerin erhob sich und verließ das Zimmer; nach wenigen Minuten kehrte sie mit einigen Geldscheinen zurück.

„Mehr kann ich Ihnen nicht geben,“ sagte sie, „der Baron war schon seit einer Woche nicht bei mir, und morgen darf ich nichts riskiren.“

Reichstein steckte das Geld ein und erhob sich.

„Seien Sie nicht unmuthig, Emma,“ sagte er, „ich konnte mir nicht anders helfen. Ich habe einige dringende Schulden zu zahlen, die ich begleichen muß, um mein Renommée zu wahren. Wenn mir das Glück günstig ist, habe ich das bald wieder hereingebracht.“

Die beiden Verbündeten reichten einander die Hände, und Reichstein verließ nach kurzem Gruße die Tänzerin, um sich nach seiner nahe gelegenen Wohnung zu begeben.

Emma Kronau blieb nicht lange allein; kaum eine Viertelstunde nach Reichstein's Weggang wurde ihr der Baron Urstädt gemeldet.

Die Tänzerin befahl rasch den Spieltisch zu arrangiren, und ein süßes Lächeln auf ihre Lippen zaubernd, eilte sie dem Baron entgegen.

Jetzt hatte sie wieder Hoffnung, die leer gewordene Börse gefüllt zu sehen.

Sechstes Kapitel.

Die schöne Danilla war von der Probe heimgekehrt, welcher sie Allen zum Trotze beigewohnt hatte.

Als sie zur Probe fuhr, war sie auch fest entschlossen gewesen, am nächsten Abend aufzutreten, aber die Behandlung, die sie bei der Probe erfahren hatte, war wenig geeignet gewesen, sie in diesem Entschlusse zu bestärken.

Der Kapellmeister, der sonst der schönen Danilla gegenüber sich der größten Zuvorkommenheit befleißigt hatte, war sehr kühl und zurückhaltend gewesen, die Altistin hatte sie beständig mit spöttischen Blicken gemustert, und selbst die Choristinnen hatten jedesmal gekichert, wenn sie an ihnen vorüber ging.

Danilla besaß heißes Blut; sie hatte alle Mühe gehabt, um ihren jäh aufflammenden Zorn zu dämpfen und im Zaume zu halten. Es war ihr sogar gelungen, ein mattes Lächeln auf den erblaßten Lippen festzuhalten, während sie

ihre Partie zu Ende sang, aber dann war es auch mit ihrer Fassung vorbei.

Wie eine Rasende war sie hinaus gestürzt, fest entschlossen, mit keinem Fuße mehr diese Bretter zu betreten, und jetzt noch, da sie sich in ihrem eleganten Heim befand, tönte ihr das höhnische Kichern und Flüstern in den Ohren.

Mit wuthverzerrtem Gesichte schritt sie auf und ab, ohne auf die Trostworte einer stattlichen, hübsch gekleideten Frau zu hören.

„Laß sie reden,“ suchte diese die Zornbebende zu beschwichtigen, „laß sie reden und kümmere Dich nicht darum. Der Graf wird doch mehr auf Dich, als auf die Klatschereien Anderer hören.“

Die Sängerin blieb tief aufathmend stehen, ihre Züge glätteten sich langsam, aber auf ihrer schön gewölbten Stirn lag noch eine schwere Wolke, und um den reizend geformten Mund zuckte es schmerzlich.

„Er wird mich aufgeben, Mutter,“ sagte sie, beide Arme weit von sich streckend, „er wird mich aufgeben, und alle meine Pläne sind vernichtet! O, wenn ich daran denke, wie gut Alles eingeleitet war, wie gut Alles gegangen ist, und jetzt!“

Sie ballte die kleinen Hände krampfhaft zur Faust und schüttelte wild die langen, prachtvollen Flechten des üppigen, blauschwarzen Haares, die sie tief in den Nacken gesteckt trug.

„Als ich ihn damals in dem kleinen italienischen Kurorte kennen gelernt hatte, war mein Entschluß gefaßt. Ich

wollte ihn an mich fesseln, mit unlöslichen Banden an mich ketten, damit seine Liebe die Kluft überbrücke, die mich von ihm trennte.

„Nicht allein mein Ehrgeiz war an diesen Plänen schuld, ich liebte ihn ja, mein Herz sprach für ihn und ich kannte keine größere Seligkeit, als sein Weib zu werden. Meine Vergangenheit durfte er nicht kennen, das war mir bald klar. Ich spann ein Netz der Lüge um ihn, und schon glaubte ich seiner sicher zu sein, als er, ohne Abschied zu nehmen, abreiste. Du weißt, Mutter, wie verzweifelt ich damals war, wie unglücklich ich mich fühlte, es war nicht allein das Scheitern meiner ehrgeizigen Pläne, das mich so in Verzweiflung brachte, mein Herz war tief getroffen worden, denn ich sah, dieser Mann war gut und edel, er hätte mich zu sich empor gehoben im besseren Sinne des Wortes, und er war der Einzige, der es je aufrichtig mit mir gemeint."

„Und doch hat er Dich damals aufgegeben, verlassen," warf die Mutter ein.

„Eben weil er ehrlich war, weil er mich entweder zu seiner Gattin machen oder mir gänzlich entsagen wollte. Seine Verhältnisse gestatteten ihm damals nicht, selbstständig zu handeln, sein Vater lebte noch und würde diese Verbindung nicht zugegeben haben."

Sie hielt inne; über das schöne Gesicht legte sich ein tiefer Zug des Schmerzes, als sie mit bebender Stimme fortfuhr: „Fünf Jahre lang war er verschollen für mich; ich hatte mein Leid begraben, wenn auch nicht vergessen. In stillen Stunden dachte ich noch immer an ihn, an seine

Liebe, die so deutlich aus seinen Augen zu mir gesprochen, wenn auch sein Mund stumm geblieben war. Ach, ich hatte sie wohl verstanden, diese Sprache des Herzens, die mich so unendlich selig, so überglücklich gemacht — und dann — dann sah ich ihn hier so unvermuthet wieder — mit trunkenem Entzücken senkten sich seine Blicke in die meinen — ich erkannte, daß er mich noch nicht vergessen hatte, daß er mich noch immer liebte, und meines Sieges gewiß, wendete ich nun alle Mittel an, um ihn für immer an mich zu fesseln. Es gelang — über Erwarten rasch — sein Vater war todt und er freier Herr seines Willens geworden. O, hätte ich mich nur nicht gleich anfänglich fortreißen lassen, das Lügengewebe weiter zu spinnen, mich mit einem erborgten Namen zu schmücken! Ich bin ein Kind aus dem Volke und habe meine Herkunft geleugnet, ich habe Alles gethan, um ihn in dem Wahne zu bestärken, daß ich vornehmer Leute Kind sei, und nur Familienrücksichten halber meinen wahren Namen nicht nenne — und er hat mir geglaubt, vertraut, mich fest und immer fester in sein Herz geschlossen, und nun —!"

Sie stöhnte schmerzlich auf und barg das Gesicht in beide Hände.

Frau Weldner machte eine verdrießliche Miene, so unvernünftig hatte sich ihre Tochter noch nie benommen.

Mit dem Grafen war's vorbei, nun ja, das ließ sich nicht mehr ändern, aber so verzweifelt brauchte sie deshalb doch nicht zu thun, war's nicht der Eine, so war's der Andere! Danilla war ja noch jung und bei ihrer wunderbaren Schönheit brauchte ihr auch um die Zukunft nicht

bange zu sein. War es dann nöthig, sich so unglücklich zu fühlen und endlos zu jammern und zu klagen!

Aber Frau Weldner hütete sich dennoch, diese Ansichten vor ihrer Tochter auszusprechen; ein Blick in dieses bleiche, schmerzverzogene Antlitz, in diese unheimlich funkelnden Augen genügte ihr, um ihr zu sagen, wie schlecht jetzt solche Reden angebracht wären, so schwieg sie denn und ließ den Sturm austoben, bis Danilla sich von selbst beruhigt haben würde.

Aber diese war zu sehr erregt, um sich so leicht beruhigen zu können; weinend und klagend schritt sie auf und ab, ihr verlorenes Glück bejammernd, dann plötzlich blieb sie stehen, ihre Thränen versiegten, und aus ihren umflorten Augen brach ein Schimmer des Glückes.

Sollte er — war's möglich — sollte er gekommen sein, sie seiner unwandelbaren Liebe und Treue zu versichern?

Draußen war der Ton der Glocke erklungen, man hörte öffnen und das Geräusch von Schritten.

Jetzt, jetzt — Danilla lauschte mit angehaltenem Athem; schon hob sie die Arme, um dem Geliebten entgegen zu stürzen — da trat sie noch rechtzeitig mit einem leisen Aufschrei zurück und ließ die hoch erhobenen Arme sinken.

„Er ist es nicht,“ murmelte sie enttäuscht.

Die Zofe war eingetreten.

„Gnädiges Fräulein, draußen ist ein Herr, der Sie dringend zu sprechen wünscht.“

Danilla hatte sich gefaßt.

„Sag', ich empfange heute Niemand mehr,“ gab sie kurz zur Antwort.



Die Zofe zögerte.

In ihrem zierlichen Schürzentäschchen ruhte das Geldstück, das ihr der fremde Herr vorhin in die Hand gedrückt und dessen Größe ihre Erwartungen übertroffen hatte. Ein ganzer Thaler! Solche Trinkgelder ließ sie sich schon gefallen, dafür konnte man sich allenfalls vom Fräulein auszanken lassen, und —

„Was stehst Du noch da?“ rief Danilla zornig mit dem Fuße auftretend, „ich habe Dir doch gesagt, daß ich Niemand sehen will. Wie kannst Du Dich überhaupt unterfangen, einen Fremden herein zu lassen, habe ich Dir das nicht oft genug verboten? Geh!“

Sie wies nach der Thüre, bebte aber erschrocken zurück, als sie in derselben eine Männergestalt gewahrte, die in schweigender Unbeweglichkeit dort lehnte.

„Ich muß Sie sprechen, in Ihrem eigenen Interesse,“ sagte jetzt eine tief klingende Männerstimme.

Danilla besann sich einen Augenblick, dann sagte sie entschlossen: „Nun wohl, treten Sie näher.“

Die Zofe verschwand und auch Frau Weldner erhob sich von ihrem Sitze.

Danilla winkte ihr, hinaus zu gehen; sie war nun mit dem Fremden allein, der langsam näher trat.

Beider Blicke begegneten sich.

Die Sängerin konnte sich nicht erinnern, den Mann jemals gesehen zu haben; seine Haltung, sein ganzes Aussehen verriethen den Mann von Welt, aber wer war er, was wollte er von ihr?

Reichstein, denn dieser war der geheimnißvolle Besuch,

betrachtete mit einer gewissen Neugierde die vor ihm stehende Dame, von der er so viel gehört, die er aber noch nie so in der Nähe gesehen hatte.

Danilla war etwas über Mittelgröße, von jener schlanken Biegsamkeit, die unwillkürlich an den Wuchs einer Palme erinnert. Ihr Gesicht zeigte Züge von seltener Reinheit und Regelmäßigkeit, der Teint hatte jenes eigenthümliche Kolorit, wie man es meist nur bei den Südländerinnen findet, geküßt von dem Gluthhauche einer wärmeren Sonne, die das Blut rascher in den Adern pulsiren läßt. Aus der bläulichen Weiße des Augapfels leuchteten die schwarzen Sterne in erhöhtem Glanze, und wie ein dunkler Schleier legten sich die langen, dichten Wimpern über diese unergründlich tiefe Märchenpracht.

Wie eine süße Verheißung schimmerten die purpurrothen, feuchtglänzenden Lippen aus diesem dunklen, schönen Gesichte, das in leidenschaftlicher Erregung bebte und zuckte, wie von einem elektrischen Strome berührt.

Reichstein mußte sich gestehen, noch nie eine vollendetere Schönheit gesehen zu haben, denn hier, wo sie doch aller Hilfsmittel der Bühne entbehrte, erschien sie ihm noch frischer und anmuthiger, als auf den Brettern.

Er begriff jetzt, welche Macht dieses Weib auszuüben im Stande war, und wie Graf Stettenheim, „der Schwärmer, der Idealist,“ wie man ihn allenthalben zu nennen pflegte, von dieser wunderbaren Schönheit so gefesselt werden konnte, um die Sängerin zu seiner Gattin erheben zu wollen.

Danilla maß den vor ihr Stehenden mit kalten, hoch-

müthigen Blicken; sie fühlte instinktiv, daß dieser Mann ihr feindselig gegenübertrat, und wenn sie sich auch über den Grund seines Kommens noch nicht ganz klar war, so wußte sie doch, Gutes hatte sie nicht von ihm zu erwarten.

Reichstein brach zuerst das Schweigen; er neigte leicht das Haupt und sagte: „Ich habe wichtige Dinge mit Ihnen zu besprechen, mein Fräulein."

„Wer sind Sie, was wollen Sie von mir?"

„Mein Name thut nichts zur Sache. Was nun meine Mittheilungen betrifft, so sind sie sehr delikater Natur und dürften längere Zeit in Anspruch nehmen."

Reichstein warf einen bezeichnenden Blick auf die mit purpurrothem Sammet überzogenen Fauteuils.

Eine heftige Blutwelle stieg in Danilla's Gesicht; das Betragen des Fremden kam ihr sehr anmaßend vor.

Im ersten Momente wollte sie zornig losbrechen, aber sie bezwang sich noch rechtzeitig, und nachlässig auf einen Sitz deutend, ließ sie sich in eine Ecke des Divans nieder.

Reichstein folgte ihrem Beispiele.

„Und nun zur Sache," sagte die Sängerin, ihr feines, spitzenbesetztes Taschentuch krampfhaft in ihren schlanken Fingern zerknitternd, „zur Sache, mein Herr, Sie nehmen meine Geduld allzu lange in Anspruch."

„Ihr Wunsch ist mir Befehl," lautete die sarkastische Antwort, „ich beginne."

Danilla biß die weißen Zähne fest auf einander und lehnte sich schwer athmend in ihre Ecke zurück.

„Hier in der Residenz war allgemein der Glaube verbreitet, daß die schöne, viel bewunderte Sängerin Danilla

von Geburt eine Spanierin und von adeliger Abstammung sei; man entnahm dies aus den Andeutungen der genannten Dame und setzte deshalb durchaus keinen Zweifel in diese Angaben."

Reichstein machte eine Pause.

Die Sängerin war im Gesichte dunkelroth vor Zorn geworden, man hörte deutlich das Knirschen ihrer kleinen weißen Zähne, und ihre großen dunklen Augen schossen förmliche Blitze.

„Kommen Sie zu Ende," stieß sie heftig hervor.

„Wenn ich wollte, ich könnte die Welt eines Besseren belehren; ich bin genau informirt und weiß, daß die schöne Sängerin — gelogen hat."

Danilla erhob sich; die dunkle Röthe war einer tiefen Blässe gewichen, ihre Lippen bebten krampfhaft, aber sie vermochte im ersten Augenblicke keinen Laut hervorzubringen.

Endlich sagte sie mit zornerstickter Stimme: „Herr, wer Sie auch sein mögen — Sie sind ein Unverschämter!"

Reichstein blieb ruhig sitzen.

„Die Wahrheit ist oft bitter," sagte er gleichmüthig; „wollen Sie mir nur noch für einige Augenblicke Gehör schenken. Ich will Sie nicht an den russischen Fürsten erinnern, der Ihretwegen unter Kuratel gestellt werden mußte, Sie hätten ihn sonst an den Bettelstab gebracht. Auch nicht an den jungen Baron M., der sich Ihretwegen erschoß, ich möchte Sie nur fragen, ob Sie sich gar so sicher fühlen, daß Sie die Behauptung wagten, Sie seien die Schwester des spanischen Granden, der Sie eine Zeit lang auf Ihren Kunstreisen begleitete. Die Legitimationspapiere

haben Sie noch, und auf diese gestützt wollten Sie die Gattin des Grafen Stettenheim werden, ist's nicht so?"

Die Sängerin war leichenblaß in die Divanecke zurückgesunken; gleichsam gelähmt an allen Gliedern lauschte sie diesen anklagenden Worten.

Ja, es war wahr, Alles wahr, was dieser Mann sprach; aber woher wußte er dies Alles, aus welchen Quellen hatte er es geschöpft?

„Sie lernten Don Gomez mit seiner Schwester in einem französischen Seebade kennen," fuhr der unbarmherzige Ankläger fort, „das kränkliche junge Mädchen starb einige Wochen nach dieser Bekanntschaft, und der von Ihren Reizen verblendete junge Mann folgte Ihnen auf Ihren Reisen, die Sie damals über's Meer nach Amerika führten. Er verunglückte bei einem Jagdausfluge, und Sie kehrten ohne ihn nach Europa zurück."

Ein wilder Schrei unterbrach den Erzähler.

„Genug, genug, ich will nichts mehr hören," rief die Sängerin an allen Gliedern zitternd, „nur das Eine sagen Sie noch — lebt Don Gomez? Ist er damals nicht umgekommen, wie alle Welt glaubte?"

Reichstein neigte bedächtig das Haupt.

„Woher könnte ich sonst alle Details wissen? Wollen Sie, daß ich ihm Ihren Aufenthaltsort verrathe?"

„Um Gottes willen, nein," flehte Danilla; „welchen Preis soll ich zahlen, ich bin bereit, ein Opfer zu bringen, nur halten Sie ihn ferne von mir."

„Sie hielten sich für sicher, da Sie seither Ihren Künstlernamen geändert haben," lächelte Reichstein ironisch;

„zuweilen hilft so eine kleine List ganz prächtig! Ueberdies glaubten Sie ihn todt und hatten dann leichtes Spiel, das hat sich jetzt geändert! Wenn Graf Stettenheim wüßte, welch' eine bewegte Vergangenheit diese schöne Danilla hat."

Fast sah es aus, als wollte sie den kühnen Sprecher mit ihren Blicken erdolchen, so scharf und stechend richtete sie ihre dunklen Augen auf ihn.

„Nennen Sie den Preis," sagte sie mit heiserer Stimme, „ich zahle, was Sie wollen, nur befreien Sie mich von Ihrer Gegenwart."

„Fünftausend Mark und schleunige Entfernung von hier, Sie werden sich ohnehin hier nicht halten können."

„Ich weiß," sagte sie finster; „dann waren Sie es, der diese alarmirenden Gerüchte über mich verbreitet hat."

„Ich habe diese Gerüchte nicht kolportirt," war Reichstein's Antwort.

„Ich verstehe, Sie haben Leute in Ihrem Solde, doch genug davon. Morgen verlasse ich die Residenz."

„Und das Geld?" frug Reichstein mit einer Unverschämtheit, die mit seinem noblen Aeußeren wenig im Einklang stand.

„Das Geld erhalten Sie jetzt, aber merken Sie sich das, ich will damit Ihr Schweigen erkauft haben; hoffentlich werden wir uns nie mehr begegnen."

Reichstein verbeugte sich mit ironischer Höflichkeit.

„Ich wünsche das Gegentheil," sagte er.

Die Sängerin erhob sich mit wankenden Knieen und trat an ihren Sekretär.

Reichstein sah ihr mit triumphirenden Blicken nach.

„Welch' reicher Fang," murmelte er befriedigt, „ich werde morgen bei Emma spielen können."

Danilla kehrte zu ihm zurück und legte mit zitternden Händen mehrere Banknoten vor ihm nieder.

„Fünf Stück, ganz richtig," sagte Reichstein, das Geld mit den Blicken überfliegend. Er steckte die Scheine zu sich und erhob sich.

„Sie können jetzt meiner Diskretion sicher sein," sagte er, sich leicht verneigend.

Danilla gab keine Antwort.

Stumm und regungslos stand sie da, bis sich die Thüre hinter Reichstein geschlossen hatte; als sie die Ausgangsthüre in ihren Angeln knarren hörte, kam wieder Leben und Bewegung in ihre Gestalt. Mit einem schmerzlichen Stöhnen sank sie in die Kniee, und ihr Gesicht in die Kissen des Divans vergrabend, murmelte sie: „Dieser entsetzliche Mann muß mit bösen Mächten im Bunde stehen!"

Wie lange Danilla so gelegen, sie wußte es selber nicht.

Sie erwachte erst aus ihrem dumpfen Brüten, als sich eine Hand auf ihre Schulter legte und man ihren Namen rief.

Sie erhob sich langsam von ihren Knieen und strich sich das wirre Haar aus dem Gesichte.

Ihre Mutter stand vor ihr.

„Was gibt's?" frug die Sängerin mit matter Stimme.

„Hier ein Billet für Dich; ein Bote von dem Grafen hat es soeben gebracht."

Danilla stieß einen Schrei aus und langte hastig nach dem Schreiben.

„Von ihm, von ihm," jauchzte sie — „endlich!"

Sie erbrach das Siegel und las.

Je weiter sie las, desto finsterer wurde ihr Gesicht, und die zitternden Finger konnten kaum das Briefblatt halten. Jetzt hatte sie geendet und im nächsten Momente flog auch schon der zusammengeballte Brief in eine Ecke; das heiße, leidenschaftliche Temperament der Sängerin hatte wieder die Oberhand gewonnen. Ihre Augen blitzten und Zorn entstellte ihr schönes Gesicht.

„Auch das noch," stieß sie ingrimmig hervor; „er macht mir Vorwürfe, daß ich meine Mutter bisher verleugnet habe — ich soll mich rechtfertigen, dem absurden Gerüchte energisch entgegen treten. Wenn ich das könnte, hätte ich es längst gethan! Aber ich kann ja nicht, ich kann nicht, mir sind die Hände gebunden — und jetzt noch weniger als früher, dieser entsetzliche Mensch würde mich sofort Lügen strafen. Ich muß fort von hier — und doch wieder, ihn nicht mehr sehen zu können, nicht mehr in diese guten, treuen Augen blicken zu dürfen, werd' ich das ertragen können!"

Im Paroxysmus einer jäh aufflammenden Zärtlichkeit stürzte sie auf den weggeschleuderten Brief zu und hob ihn vom Boden auf, ihn mit ihren Küssen und Thränen bedeckend.

„O theurer, geliebter Eugen," schluchzte sie, „wenn Du wüßtest, wie sehr ich Dich liebe, wie ich Dein bin, ganz Dein — Du würdest mich nicht lassen, Dich nicht von mir trennen, und wenn ich zehnmal schuldiger wäre, als ich es bin. O Geliebter meines Herzens, ist Deine Liebe

nicht groß genug, um vergeben zu können, wenn ich als Reuige zu Dir komme, wenn ich Dir verspreche, ein anderes Leben zu beginnen! O, möge der Schleier der Vergessenheit die Sünden und Fehler des Vergangenen decken — warum soll mir, gerade mir nicht das Glück der Liebe blühen!"

Sie richtete sich empor, mit blitzenden Augen und glühenden Wangen.

„Ich will zu ihm," rief sie, „was nützt mir das todte geschriebene Wort! Aus seinen Augen will ich's lesen, von seinen Lippen will ich's hören, ob es möglich ist, daß man ein Weib wie mich auf ein bloßes Gerücht hin verurtheilen und verdammen kann!" —

Zwei Stunden später hielt ein Wagen vor dem Schlosse des Grafen v. Stettenheim; dem Gefährte entstieg eine dicht verhüllte weibliche Gestalt, und als der Portier nach dem Namen der Einlaßbegehrenden frug, da antwortete eine bebende, zitternde Frauenstimme: „Melden Sie die Danilla."

Siebentes Kapitel.

In dem großen, taghell erleuchteten Raume stand ein Mann vor einer Staffelei, auf welcher ein meisterhaft ausgeführtes Bild lehnte; es war das Porträt der Danilla.

Man sah es dem Bilde an, daß hier die Hand der Liebe den Pinsel geführt hatte, denn das kleinste Detail war mit einer unendlichen Sorgsamkeit und Treue wiedergegeben.

Das Bild war ein Kniestück in Lebensgröße und stellte die Sängerin vor, angelehnt an ein Rosenspalier, dessen

dunkelrothe Blüthen sich über dem Haupte des schönen Weibes zu einer Krone vereinten.

Den schlanken Leib leicht zurückgebogen, die feinen, zarten Hände in einander geschlungen, ein Lächeln auf den vollen, rubinrothen Lippen, blickte sie mit ihren wundervollen Märchenaugen träumerisch in's Weite.

Wie köstlich war das dunkle Kolorit dieses schönen Gesichtes wiedergegeben, wie leicht, wie natürlich war die ganze Haltung der schlanken, biegsamen Gestalt!

Man glaubte die Spitzen an dem Ausschnitte des duftigen Florkleides zittern zu sehen unter der Bewegung der athmenden Brust.

Die Auffassung dieser ganzen Gestalt war eine rein ideale, frei und unberührt von jedem Hauche der Sinnlichkeit.

So mußten sich die Dichter das Ideal ihrer Muse geträumt haben, im ganzen Zauber einer überirdischen Schönheit, Geist und Herz gefangen nehmend, Begeisterung einflößend, frei von allen Schlacken einer sündigen, irdischen Welt.

Wer die Sängerin genauer kannte, mochte vielleicht denken, daß der Maler sich in der Auffassung dieses Bildes doch geirrt habe, denn er hatte dieses schöne Weib in seinem Sinne gemalt.

Er war es, der diesen großen dunklen Augen diesen hold träumerischen Blick gegeben, diesen rothen Lippen das süße Lächeln der Unschuld verliehen hatte.

Er hatte das Bild mit seinem Herzen, mit seiner Seele gemalt, alle Reize einer keuschen, unschuldsvollen

Anmuth über dieses schöne, dunkle Gesicht gegossen, und das war es eben, was den Zügen der Danilla in Wirklichkeit fehlte.

Die Leute hatten Recht, Graf Eugen war ein Schwärmer; gut und edel wie er war, hatte er auch die Geliebte mit allen Vorzügen des Herzens und des Geistes ausgestattet. In seinen Augen war sie die beste, die reinste der Frauen gewesen, und kein sündiger Gedanke hatte bisher seine reine Liebe zu ihr befleckt.

So hatte er sich das Weib seines Herzens geträumt, so hatte er ihr Bild geschaffen. Nun stand er da und blickte mit Wehmuth auf die geliebten Züge, die ihm mit einem Male ganz fremd und verändert vorkamen.

Graf Eugen Stettenheim war das Ideal einer echt männlichen Schönheit. Groß und kräftig gebaut, entbehrten seine Glieder nicht der Biegsamkeit und eines gewissen Adels in jeder Bewegung, der auch in seinem schönen, gebräunten Gesichte ausgebreitet lag. Ein weicher, dunkelbrauner Vollbart floß ihm bis zur Hälfte der Brust herab, das dichte Haupthaar ließ eine hohe, schön gewölbte Stirne frei; seelenvolle, dunkelblaue Augen blickten mit einem Anfluge von Schwärmerei in die Welt, klar und deutlich wie ein Spiegel, die Gefühle und Empfindungen dieses Mannes darlegend. Jetzt war ihre Klarheit getrübt und eine dunkle Wolke lagerte auf der hohen Stirne. Der Graf stieß einen tiefen Seufzer aus, dann trat er von dem Bilde zurück.

Sein Auge schweifte durch das hohe, mit etwas phantastischem Geschmacke ausgestattete Gemach.

Kein Bild schmückte die in einer seltenen gelbbraunen Nüance tapezirten Wände; dagegen waren die Vorhänge an den Fenstern ungemein reich drapirt, und hohe, seltene Blattpflanzen bildeten in den Ecken förmliche Lauben und Boskets.

Schwere Blüthendolden süß duftenden Flieders, der Lieblingsblume des Grafen, unterbrachen mit ihrem matten Violett das dunkle, eintönige Grün der Blattpflanzen. An dem freien Raume längs der Wände liefen niedrige Divans mit goldbraunem Sammet überzogen hin, auf einem großen Tische in der Mitte des Gemaches lagen Bücher und Zeitschriften, und durch eine weit geöffnete Seitenthüre blickte man in ein Bibliothekzimmer, das eben so hell erleuchtet war, als das Gemach, in welchem sich der Graf befand.

Unter den Büchern auf dem Tische lag ein Brief; das dicke, englische, stark duftende Papier war von einer feinen, kritzeligen Damenhand eng beschrieben, einzelne Worte erschienen sogar wie von Thränen verwischt.

Der Graf nahm das Schreiben auf und betrachtete sinnend die unregelmäßigen Schriftzüge, denen man die Erregung ansah, welche die Schreiberin dieser Zeilen empfunden haben mußte, als sie diese leidenschaftlich zärtliche Epistel auf's Papier gebracht hatte.

Danilla hatte sehr unklug gehandelt, als sie sich vertheidigte, ehe sie von dem Grafen angeklagt worden war. Sie hatte natürlich schon am frühen Morgen erfahren, welche Gerüchte man über sie in Umlauf gebracht; erst hatte sie ihrem zügellos leidenschaftlichen Temperamente

gemäß getobt und gerast, bis sie schließlich in ein krampfhaftes Weinen ausgebrochen war.

Dann war ein Zustand völliger Erschöpfung über sie gekommen, und in dieser ängstlichen, tief niedergedrückten Stimmung hatte sie an den Grafen geschrieben.

Ihre Zärtlichkeit für ihn floß in leidenschaftlichen Worten über, sie vergaß darin die Zurückhaltung, die sie sich dem Grafen gegenüber zum festen Grundsatz gemacht, die Angst, ihn zu verlieren, überwog bei ihr jede andere Rücksicht; sie wollte dem Gerüchte zuvorkommen, das jedenfalls nur kolportirt worden war, um ihr den Grafen abwendig zu machen, und eine heiße Furcht befiel sie bei dem Gedanken, der Graf könnte über ihre Vergangenheit Nachforschungen anstellen lassen.

In diesem Sinne hatte sie ihm geschrieben und, ohne es zu wollen, ihren wahren Charakter enthüllt.

Der Graf erschrak, als er ihren Brief las; in einem solchen Lichte hatte sich ihm Danilla noch nie gezeigt. In ihrer Aufregung hatte sie Dinge geschrieben, die ihren vertheidigenden Worten ganz widersprachen und den Grafen erkennen ließen, daß an diesen Gerüchten doch etwas Wahres sein mußte; trotzdem Frau Weldner blond und ihre Tochter eine brünette Schönheit war, war ihm doch schon selbst eine gewisse Aehnlichkeit der beiden Frauen aufgefallen, und es hatte ihn oft gewundert, daß die Gesellschafterin gegen ihre Herrin zuweilen einen sehr vertrauten Ton anschlug. Jetzt war das Räthsel gelöst, und Danilla's leidenschaftlicher Brief lüftete den Schleier der Verblendung, der bisher des Grafen Blicke umhüllt hatte.

Es war ein harter Schlag für ihn, denn er hatte das schöne Weib mit der ganzen Begeisterung idealer Schwärmerei geliebt; er konnte nicht daran glauben, daß Danilla ihn systematisch betrogen, und doch wieder fühlte er, daß sein Vertrauen zu ihr zu schwinden begann.

Es wäre ihm nicht möglich gewesen, in dieser Verfassung die Geliebte wiederzusehen, es wäre ihm zu schrecklich gewesen, aus ihren Augen das Bekenntniß ihrer Schuld lesen zu müssen.

Er zog es vor, ihr zu schreiben, sie zu bitten, ihm lieber die volle Wahrheit zu sagen, als ihm den Schmerz einer späteren Enttäuschung zu bereiten.

Sein Brief war vielleicht nicht ganz so ausgefallen, wie er gewollt hatte, unwillkürlich war er bitter geworden; er konnte den Ton hingebungsvoller Zärtlichkeit nicht mehr finden, und ein erkältender Hauch ward der Grundton dieses Briefes, der die Danilla so in Erregung und Entrüstung gebracht hatte.

Ein leises Pochen riß den Grafen aus seinem schwermüthigen Nachsinnen.

„Ich wollte doch allein bleiben,“ sagte er unmuthig zu dem eintretenden Diener, der mit einigen devoten Worten die Störung entschuldigte und Danilla's Kommen meldete.

Kaum hatte der Graf Danilla's Namen vernommen, als er sofort zur Thüre eilte; aber plötzlich besann er sich und sagte in gezwungen ruhigem Tone: „Führe die Dame herein.“

Wenige Sekunden später trat die Sängerin ein; der

Diener schloß die Thüre hinter ihr, und sie war nun mit dem Grafen allein.

Ein langer dunkler Mantel verhüllte die Gestalt der Sängerin; das schwarze Spitzentuch, welches sie um ihr Haupt geschlungen, ließ nur ihre leuchtenden Augen sehen, den unteren Theil ihres schönen Gesichtes ganz verbergend.

Jetzt ließ sie die dunklen Hüllen zur Erde fallen und in strahlender Schönheit stand sie nun da, dem Geliebten sehnsüchtig ihre Arme entgegenstreckend.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Polenfahrt.

Novelle

von

Moritz v. Reichenbach.

1. (Nachdruck verboten.)

„Guten Abend, Frau Doktorin!"

„Guten Abend, Frau Amtsrichter — bitte, treten Sie doch ein."

„Nein, nein, ich muß nach Hause, ich wollte nur gratuliren, das Fridchen kommt ja nach Hause und hat bei der Abschiedsprüfung das beste Zeugniß von Allen bekommen. Ich begegnete vorhin der Frau Apothekerin, die sagte es mir."

„Ach ja, das Fridchen! Ordentlich bange wird mir jetzt, wie das mit der Frida hier bei uns werden soll. Sie hat so viel gelernt — ich bitte Sie, Frau Amtsrichter, mit wem wird sie denn hier über das Alles reden können?"

„Ja, das machen eben die vornehmen Pensionen, Frau Doktorin."

„Lieber Himmel, man will doch aber so ein Mädchen, besonders wenn es die älteste und so begabt ist, auch ordentlich erziehen lassen. Hier hätte sie ja nicht 'mal

rechte Musikstunden haben können. Unsere zweite, die Malwine, die haben wir ja auch hier behalten, weil sie kein besonderes Talent hat."

„Ach, die Malwine ist ein sehr liebes Mädchen, Frau Doktorin, an der werden Sie viel Freude haben, die Frida dagegen war immer so apart. Aber wann kommt denn nun das Fridchen?"

„Morgen, denke ich. Aber so treten Sie doch ein, Frau Amtsrichter."

„Ganz unmöglich, Frau Doktorin."

Eine halbe Stunde später standen die beiden Frauen immer noch an den grünen Gartenzaun gelehnt und schwatzten, als plötzlich ein Posthorn erklang und ein Wagen rasselnd die Straße herauf kam. Der zu dieser Stunde ganz ungewohnte Posthornschall rief die Leute in den zerstreut liegenden Häusern der schmalen Straße an die Fenster.

„Was ist denn das, das ist ja merkwürdig!" riefen die beiden Frauen an dem Gartenzaun.

„Ich glaube gar, eine Extrapost!"

„Halt, halt!" erklang im selben Augenblick eine helle Stimme. Der Wagen stand, und ehe die Frau Doktorin sich noch recht besinnen konnte, hatten sie ein paar Arme umfaßt und ein frisches Mädchengesicht drückte sich an das ihre.

„Herr Gott, Mädchen, Du bist es? Nein wirklich, Fridchen, das hätte ich nicht erwartet. Aber so komm' doch nur herein, was sollen denn die Leute denken, wenn wir uns so über den Gartenzaun herüber umarmen —

und da ist die Frau Amtsrichter Herwitz, die Du begrüßen mußt."

„Das ist ja eine sehr freudige Ueberraschung," begann die Frau Amtsrichter, welche bisher halb lächelnd, halb mißbilligend die sehr modisch gekleidete junge Dame und den Extrapostwagen betrachtet hatte.

„Ja, Mütterchen, nicht wahr, das war eine Ueberraschung. Ich habe mich so darauf gefreut, ganz unerwartet anzukommen; o, ich sage Dir, wie der Vogel in der Luft, so frei kommt man sich vor, wenn man von der Schulbank herunter ist. Man möchte die ganze Welt umarmen."

Damit trat das junge Mädchen in den Garten, während die Frau Amtsrichter sich empfahl, um spornstreichs zu Apothekers und zu Postmeisters zu gehen und dort die Neuigkeit zu melden. „Nicht ein bischen gesetzter ist die Frida geworden, trotz ihrer gerühmten Gelehrsamkeit," berichtete sie. „Na, ich bin neugierig, was die hier bei uns anstellen wird!" —

Das junge Mädchen, dem dieses Urtheil galt, fühlte sich nach so langer Abwesenheit allerdings schon bald nach ihrer Rückkehr nicht besonders behaglich in der kleinen Landstadt. Alles erschien ihr engherzig, klein und zum Theil lächerlich.

Am nächsten Tage lud natürlich die Frau Doktorin einige Damen zum Kaffee ein, um Frida's Heimkehr zu feiern. Frida stand vor der Gartenthüre und schaute nach ihren Gästen aus, die eben um die Ecke bogen. Sie schienen sich verabredet zu haben, alle gleichzeitig zu kommen. Ihre lichten Sommerkleider und bunten Bandschleifen leuch-

teten im hellen Strahl der Nachmittagssonne. Die beiden Vordersten in den Rosakleidern mit blauen Bändern waren Klara und Anna, des Apothekers Töchter. Frida ging ihnen entgegen, um sie zu begrüßen.

„Nein, Frida, wie verändert, wie groß Du geworden bist und wie elegant, ganz großstädtisch! Und Du hast wirklich Nro. 1 bei der Prüfung bekommen? Aber was willst Du denn hier mit all' der Gelehrsamkeit anfangen?" so riefen und fragten Alle durch einander und umringten Frida, die wirklich etwas fremdartig unter dem bunten Schwarm aussah mit ihrer schlanken Gestalt, die ein lichtgraues, neumodisches Kleid vortheilhaft hervorhob, und ihrem weißen Teint, der keine Spur von Sonnenbrand zeigte. Sie führte ihre Gäste in die Laube, wo der Kaffeetisch bereit stand und ihre Mutter, ihr Strickzeug eifrig handhabend, wartete.

Nachdem der Kaffee eingenommen, machte Frida mit den beiden jungen Mädchen einen Spaziergang durch den Garten. Dabei entdeckten alle Drei, daß sie sich eigentlich recht wenig zu sagen hätten, und daß das, was sie sich sagten, ihnen gegenseitig wenig Sympathie und Interesse einflößte. Anna und Klara hielten Frida für verschroben und emanzipirt, und Frida dachte, daß ihre einstigen Freundinnen recht unbedeutende und ziemlich mangelhaft erzogene Mädchen wären. Endlich fanden sie ein gemeinschaftliches Interesse an den von den Spatzen belagerten Kirschen drüben im Obstgarten.

„Kommt," rief Frida, froh, etwas gefunden zu haben, was den Nachmittag, der endlos zu werden drohte, ver-

kürzen konnte. „Wir wollen hinüber zu meinem Onkel gehen und um seine Vogelflinte bitten, dann schießen wir Spatzen!"

Der Onkel war ein alter pensionirter Oberförster, der in einem kleinen Hause vor der Stadt wohnte und es sich von jeher zur Aufgabe gemacht hatte, sein hübsches Nichtchen zu verziehen. Frida hatte ihn schon am frühen Morgen aufgesucht und betrat nun, mit dem sicheren Gefühl, ihren alten Einfluß auf ihn nicht verloren zu haben, sein Haus.

Schon im Hausflur kam der Oberförster den Mädchen entgegen, gefolgt von einem jungen Herrn in grünem Jägerrock.

Frida brachte ihr Anliegen vor.

„Was willst Du denn mit meiner Vogelflinte, Fridchen?" fragte er lachend. „Du Wildfang von einem studirten Mädchen willst gar auf die Spatzenjagd gehen?"

„Ja, Onkel, wenn Du bei uns Kirschen essen willst, mußt Du mir die Vogelflinte schon geben, sonst bleiben keine übrig."

„So, so, und Ihr beiden Fräuleins, wollt Ihr meiner Nichte bei der Vogeljagd helfen?" wandte er sich an die Apothekerstöchter.

„Bewahre. Wir kamen nur mit, weil Fridchen es haben wollte."

„Aber wollen Sie mich nicht den Damen vorstellen?" fragte der junge Herr.

„Ach so," machte der Oberförster; „na, das ist also mein Nachfolger, der Oberförster Wegwart. Haben Sie

schon einmal ein Mädel gesehen, das Spatzen schießen will?"

Der junge Mann verneinte lächelnd, während er Frida mit einem halb bewundernden, halb erstaunten Blicke musterte.

„Wir haben aber keine Zeit zu verlieren. Mama weiß gar nicht, daß wir fortgegangen sind," rief Frida, „also bitte, Onkelchen, schnell!"

„Haben Sie schon einen alten Onkel gesehen, den eine junge Nichte so ohne Weiteres kommandirt, lieber Herr Wegwart? Na, Du sollst aber diesmal Deinen Willen haben." Er trat in das Zimmer zurück, brachte die Flinte und Vogeldunst heraus und reichte Frida beides.

„Danke schön, Onkel," sagte Frida, die Flinte über die Schulter hängend, „nun müssen wir schnell nach Hause, adieu!"

Sie reichte dem Onkel die Hand, nickte Herrn Wegwart flüchtig zu und wandte sich, von den beiden Mädchen gefolgt, der Straße zu.

„Diese junge Dame ist also Ihre Nichte?" fragte der junge Mann, der Davoneilenden nachsehend; „ein schönes Mädchen, aber etwas — etwas extravagant, wie es scheint."

„Ach, Larifari, sie ist ein Wildfang und ein Trotzköpfchen dazu, bedauerte immer, kein Junge zu sein, und was dergleichen Unsinn mehr ist. Daran bin ich zum Theil mit Schuld. Wissen Sie, als sie geboren wurde, hatte ich gerade einen vornehmen jungen Polen, einen Herrn v. Sangreski bei mir, so als eine Art von frei-

willigem Forstleben Er war ein famoser Kerl, wir hatten ihn Alle sehr gern, und als nun die Fridel ankam, baten wir ihn, bei ihr Pathe zu stehen. Und sehen Sie, es ist, als ob etwas von der polnischen Exzentrizität auf die Frida übergegangen wäre. Immer wollte sie Alles anders machen wie Andere, und eine Schwärmerei für die Polen hat sie — es ist merkwürdig. Der Sangreski hat sich immer so ab und zu einmal nach seinem Pathchen erkundigt, seit er uns verlassen hat. Und sie trug, die Frida, nun in ihrem Querköpfchen immer die Idee herum, daß er eines Tages kommen und sie zu sich holen würde. Außerdem habe ich ihr immer von der lustigen Zeit aus meiner Jugend erzählt, das hat sie ganz närrisch gemacht. Und weil die Polinnen auch auf die Jagd gingen, französisch sprachen und sonst noch allerlei Tollheiten begingen, so meinte die Frida, sie müsse das auch können. 's ist aber trotz alledem ein Kapitalmädel, nur schade, daß sie es sich in den Kopf gesetzt hat, so viel dummes Zeug in der Pension zu lernen, das taugt nichts für ein Frauenzimmer."

„Nun, es kommt doch darauf an, wie sie es anwendet," meinte Wegwart nachdenklich.

„Ja, so sagt Ihr jungen Leute von heute — aber da hätten Sie 'mal den seligen Grafen Rezowski hören sollen. ‚Schön müssen die Weiber sein und lustig,' pflegte er zu sagen. ‚Klugheit ist Luxus und Gelehrsamkeit ist geradezu Sünde für sie.' Na, und der Graf, der verstand sich darauf, das können Sie glauben. Lieber Himmel, was habe ich nicht alles für Erlebnisse mit dem gehabt! Ich

sage Ihnen, damals, so vor vierzig Jahren. So lustig, wie damals, geht es heutzutage nicht mehr zu. Auf's Vergnügen verstehen sich überhaupt die Polen besser als die Deutschen. Da sollten Sie 'mal die kleine Hexe, die Frida sehen, wenn ich der so von der alten Zeit erzähle. Feuer und Flamme wird sie da und kann nicht genug hören — na, ich bin nur neugierig, ob die Frida hier zufrieden sein wird hinter der Schürze ihrer Mutter und zwischen ihren Gemüsebeeten und Kirschbäumen, von denen sie die Spatzen herunterschießt — was willst Du denn, Joseph?" wandte er sich plötzlich an seinen Burschen, der mit seltsam verstörtem Gesicht herbeigeeilt kam und seinem Herrn allerlei Zeichen machte, die dieser nicht verstand.

„Wenn der Herr Oberförster auf einen Augenblick herauskommen wollen," begann er endlich.

„Na, was gibt's denn?" rief der Oberförster, „was ist denn passirt?"

Er trat vor die Thüre, kehrte aber schon nach ein paar Minuten zurück.

„Da haben wir's," rief er, „verdammter Unsinn! Ich muß sogleich hinüber zu Doktors, Sie können mitkommen — oder nein, bleiben Sie lieber hier — oder fahren Sie nach Hause, wie Sie wollen, es ist besser, wenn möglichst wenig Aufhebens gemacht wird."

„Ja, sagen Sie mir nur, was geschehen ist?" fragte Wegwart ganz verdutzt. „Ihrer Nichte ist doch kein Unglück zugestoßen?"

„Nein, aber angerichtet hat sie eins! Hat nach den Spatzen geschossen und dabei den Hans, den Gänsejungen,

der zwischen den Zweigen saß und auch Kirschen stahl, getroffen."

„Aber die Flinte war ja nur mit Vogeldunst geladen —"

„Der Bengel blutet aber, und wenn unsere Leute Blut sehen, denken sie gleich an's Schlimmste. Und all' die dummen Mädel und Weiber aus dem Städtchen dabei, das wird einen schönen Lärm geben! Na, Gott befohlen, Herr College, ich muß hinüber."

„Ich werde Sie hier erwarten, meine Gegenwart würde nur geniren, nach Hause fahren mag ich aber auch nicht, ich möchte doch erst hören, wie es steht."

„Schön, schön, also auf Wiedersehen!"

Das rief der alte Herr seinem jungen Collegen noch über den Garten herüber zu, und während er eilig dem Doktorhause zuschritt, ging Friedrich Wegwart, die Hände auf den Rücken gelegt, in dem kleinen Garten auf und ab, und dachte an das hübsche Mädchen, das so ganz anders aussah als die übrigen Bewohnerinnen des Städtchens, eine Polin sein wollte, französisch sprach und Gänsejungen von den Kirschbäumen herunterschoß. Ihm mißfiel das gründlich, trotzdem konnte er sich eines lebhaften Interesses an dem jungen Mädchen nicht erwehren.

„Zu dumm, daß ich nicht schon längst bei dem Doktor einen Besuch gemacht habe," brummte er, „dann wäre ich jetzt drüben und brauchte mir hier nicht die Zeit lang werden zu lassen."

Er trat vor das Gärtchen hinaus, das ihm nachgerade zu eng wurde, und begann auf der Straße vor demselben

auf und ab zu gehen. Da sah er zwei Rosakleider mit blauen Bändern in der Ferne schimmern. Er erkannte bald die Töchter des Apothekers und ging ihnen eilig entgegen.

„Darf ich fragen, wie es dem Patienten geht?“

Die beiden Mädchen standen auf seine Anrede hin still, Fräulein Anna lächelte etwas moquant und Fräulein Klara zuckte die Achseln.

„Der Herr Doktor sagt natürlich, es sei keine Gefahr vorhanden,“ berichtete sie; „ich habe den Hans nur vom Baum herabfallen sehen, den Anblick von Blut kann ich nicht ertragen.“

„Und er war ganz mit Blut bedeckt,“ setzte die Andere hinzu, „ich könnte es nicht aushalten, wenn ich denken müßte, so etwas verschuldet zu haben.“

„Das arme Fräulein, wie wird sie sich ängstigen!“

„O, da kennen Sie die Frida schlecht! Sie hat keine Thräne vergossen — aber komm' nur, Anna, wir müssen nach Hause. Ich empfehle mich, Herr Oberförster.“

Friedrich Wegwart grüßte und wandte sich ab. Er war ärgerlich und verstimmt durch den Ton der beiden Mädchen.

Endlich kam der Oberförster zurück.

„Gott sei Dank, von Gefahr für den Jungen ist keine Rede,“ rief er. „Ein bischen geschweißt hat er wohl, das schadet ihm aber nichts — und die Frida — ein Kapitalmädel, sage ich Ihnen, Herr College. Die anderen Weiber schnatterten wie eine Schaar Enten, und Keine machte einen Finger krumm, um zu helfen. Einige hatten sogar

Ohnmachtsanfälle. Aber das Kind, die Frida, die sagte nichts und wurde auch nicht ohnmächtig, sondern trug den Nichtsnutz von Hans, der wie ein Zahnbrecher schrie, mit Hilfe des Gartenknechts in das Haus und machte ihm kalte Umschläge, über die er natürlich noch mehr schrie. Dann kam der Doktor dazu, der Bengel bekam Kuchen und vergaß darüber das Schreien, und jetzt hat die Frida seine Pflege übernommen. Sie wird ihn bald wieder auf die Füße bringen, wie eine geborene barmherzige Schwester sitzt sie neben ihm und pflegt ihn."

Der alte Oberförster wurde es nicht so bald müde, von Frida zu sprechen, und der junge hörte ihm schweigend zu. Endlich mußte er aber doch an die Rückfahrt denken.

„Kommen Sie nur bald wieder," rief ihm der Alte nach.

Er nickte. Ja, er wollte bald wieder kommen und nach Frida's Patienten fragen. Vor ein paar Jahren hatte er einmal einen Treiber angeschossen. Er wußte wie es that, einen Menschen leiden zu sehen, dessen Schmerzen man verschuldet hat. „Arme, kleine Frida!" dachte er.

2.

Der Oberförster Wegwart, dessen Forsthaus nur eine halbe Stunde entfernt von dem Städtchen lag, und der in den drei Monaten, welche seit seinem Einzuge verflossen waren, nur in dienstlichen Angelegenheiten Besuche gemacht hatte, war schon seit Wochen eine sehr interessante Persönlichkeit für die Frauen und Töchter der Honoratioren.

Man hatte sich schließlich dahin geeinigt, daß er voraussichtlich im Herbst seine Besuche bei den Familien machen und dann im Winter an der Geselligkeit Theil nehmen würde.

Daß nun gerade jetzt, wo ein annehmbarer Heirathskandidat in Aussicht stand, Frida heimgekehrt war und Anna und Klara Konkurrenz machen könnte, das verdroß die Frau Apothekerin unbeschreiblich. Die zweite Tochter des Doktors, Malwine, war gar nicht hübsch, die brauchte man nicht zu fürchten, Frida aber, das war der Stein des Anstoßes. Als nun vollends acht Tage später die Frau Amtsrichter die Nachricht brachte, daß der Oberförster bei Doktors Besuch gemacht habe und den ganzen Nachmittag dort geblieben sei, da war in den Augen der Frau Apothekerin kein Zweifel mehr darüber, daß Frida neben allen anderen Untugenden auch noch mit einer ganz unverzeihlichen Koketterie behaftet war.

Nun machte freilich am anderen Tage der junge Oberförster bei allen Familien der Stadt, welche irgend darauf Anspruch erheben konnten, Besuch, aber er blieb nirgends länger als eine Viertelstunde, und wenn die Frau Apothekerin vorher schon schlecht auf Frida zu sprechen gewesen war, so war das nach diesem Besuch erst recht der Fall.

Außerdem war Frida durch das selbstverschuldete Unglück an dem Gänsejungen freilich in Verruf im ganzen Städtchen gekommen, man unterzog ihre extravagante Neigung, Vögel zu schießen, der schärfsten Kritik, nannte es emanzipirt, ja roh von einem jungen Mädchen und hielt den Unglücksfall für eine wohlverdiente Strafe. Ein

Glück nur, daß der Gänsejunge so ziemlich mit dem Schreck davon gekommen war.. Allein der Eindruck dieses Ereignisses war nicht zu verwischen, und selbst die Doktorin ließ sich durch den stummen und lauten Tadel ihres Bekanntenkreises hin und wieder zu kleinen Ungerechtigkeiten gegen Frida hinreißen, und diese wurde immer stiller und immer in sich gekehrter, und ging immer öfter zu ihrem Onkel Oberförster hinüber, dessen kritiklose Bewunderung ihr wohl that.

Als sie eines Tages neben ihm saß und sich die alten lustigen Geschichten erzählen ließ, die der Oberförster mit „seinem" Grafen, der damals große Güter in der Nähe besaß, erlebt hatte, kam Herr Friedrich Wegwart dazu. Frida wollte erst nach Hause gehen, blieb dann aber.

„Ich wäre auch untröstlich, wenn Sie sich durch mich stören ließen," meinte Herr Wegwart, „ich bitte Sie daher, in Ihrem Berichte fortzufahren, Herr Oberförster, ich höre auch zu."

Und er setzte sich Frida gegenüber, freute sich über ihr lebhaftes Mienenspiel, lächelte auch, wenn die Geschichten lustig wurden, schüttelte aber noch öfter den Kopf darüber.

„Wüste Zustände sind es doch gewesen," sagte er zuletzt, „der gemeine Mann war der schrankenlosen Willkür der großen Herren preisgegeben, die Frauen wurden nicht geachtet, überall ging Gewalt vor Recht —"

„O," rief Frida, „eine schöne Zeit muß es gewesen sein! Wie glücklich muß sich so ein Mann, wie der Graf Rezowski gefühlt haben bei seinen Festen und Jagden,

in der schrankenlosen Freiheit, Alles zu thun, was ihm Freude machte."

„Und die armen Bauern, deren Felder er mit seinen wilden Jagdzügen zerstörte, die Männer, denen er jeden Schimpf ungestraft anthun konnte? Doch Sie verstehen das nicht, Fräulein Frida."

Frida wurde roth. Dieses: ‚Sie verstehen das nicht!' ärgerte sie.

„Ja, die Frida hätte sich freilich gewundert, wenn sie so eines Tages auf ihrem Wege zum Onkel Oberförster vom Grafen gefangen, ohne Umstände auf's Pferd gehoben und auf und davon geführt worden wäre, vielleicht auf Nimmerwiedersehen," lachte der Onkel. „Da hätte Dir alle Deine Zungenfertigkeit nichts genützt, Frida."

Frida stand auf.

„Ich will sie auch nicht in's Feld führen, wenn der Herr Oberförster mit Dir gemeinsam darauf ausgeht, mir meine Freude an den alten Geschichten zu verderben," sagte sie trotzig und holte Schirm und Hut, um sich zum Heimweg zu rüsten.

„Ei, Trotzköpfchen, wer wird denn gleich so böse werden, es war doch nicht schlimm gemeint," rief der Onkel, während der junge Oberförster schweigend aufgestanden und vor die Thüre hinaus getreten war.

„Mama wird ohnehin auf mich warten," sagte Frida eilig und ging mit kurzem Gruße hinaus.

„Daß Dich —" brummte der Onkel, „na, sie wird schon wieder gut werden. Aber der Wegwart scheint sich

auch geärgert zu haben. Bei dem jungen Volk kocht's immer gleich über."

Er setzte sich in den Lehnstuhl und wartete. Draußen vor der Hausthüre aber fand Frida den Oberförster, der sich an den Rosenbäumen im Vorgärtchen zu thun machte. Mit flüchtigem Gruß wollte Frida an ihm vorüber. Doch er trat ihr entgegen.

„Ich wollte Sie nicht kränken, Fräulein Frida," sagte er, „zurücknehmen kann ich freilich nicht, was ich gesagt habe, wenn ich Sie aber dadurch verletzt habe, so verzeihen Sie mir, ich bitte darum."

Er stand vor ihr, blickte sie mit seinen ernsten Augen an und hielt ihr die Hand entgegen. Frida wurde seltsam zu Muthe unter diesem Blick. Sie fühlte ihren Groll dahinschwinden wie Nebelgewölk, und dahinter leuchtete etwas wie ein Sonnenstrahl der Erkenntniß, daß sie wohl wirklich sich für Dinge begeistert hatte, die sie nicht verstand, und daß der Oberförster gar nicht nöthig gehabt hätte, sie um Verzeihung zu bitten. Und so legte sie denn zum Zeichen der Versöhnung ihre Hand in die seine. Und als sie ihre Finger so fest und warm von den seinen umschlossen fühlte, da durchzuckte sie eine seltsame Empfindung, wie Furcht und freudige Sicherheit zugleich.

„Nicht wahr, Sie sind mir nicht mehr böse?" fragte er lächelnd. Sie schüttelte den Kopf.

„O nein, gar nicht."

„Das freut mich. Sehen Sie, man verlernt, glaube ich, den Verkehr mit Damen, wenn man so im Walde lebt. Redensarten wenigstens kann man nicht machen."

„O, ich will auch gar keine Redensarten!“

„Nein, das glaube ich auch, daß Sie dergleichen nicht wollen, und das freut mich. Aber da kommt eben die Frau Apothekerin um die Ecke, und ich laufe hier ohne Hut herum.“

„Da gehen Sie nur schnell zum Onkel zurück und sagen Sie ihm, ich ließe ihn schön grüßen.“

„Ach, gesehen hat die Frau Apothekerin mich doch schon. Nun begleite ich Sie noch bis an Ihren Garten, wenn Sie's gestatten.“

Frida erröthete. Sie konnte ihm doch nicht sagen, daß die Frau Apothekerin das sehr unpassend finden würde. In Wahrheit, was war auch Schlimmes dabei, wenn der Oberförster sie begleitete? Frida sah wohl, daß die Apothekerin sich nach ihnen umdrehte, ehe sie die Straße weiter hinabging, doch sie that, als bemerke sie dieselbe nicht weiter, und vor der Thüre des Gartens reichte sie dem Oberförster nochmals die Hand und dankte ihm für seine Begleitung.

Als sie in's Haus trat, kam ihr Malwine entgegen.

„Weißt Du schon die große Neuigkeit,“ rief sie, „Papa hat einen Brief aus Polen bekommen, von Deinem Pathen.“

„Nichts weiß ich, was schreibt denn der Herr v. Sangreski?“

„Geh' nur zu Papa und lies den Brief. Du sollst ihn besuchen.“

„Ich soll nach Polen?“

„Ja, freilich!“

Frida that einige schnelle Athemzüge. Mit Herzklopfen ging sie in das Zimmer ihres Vaters.

Ja, es war richtig. Herr v. Sangreski, der sich inzwischen verheirathet hatte, bat, ihm sein Pathenkind zu längerem Besuch zu schicken. Frida's Traum von einer plötzlichen Reise nach Polen sollte Wirklichkeit werden.

„Die Sangreskis sind sehr angesehene Leute," sagte der Doktor, „ich habe nichts dagegen, wenn Du die Reise machen willst."

Frida fiel ihm jubelnd um den Hals. „Freiheit!" jauchzte es in ihr, „fort, hinaus aus diesen engen, spießbürgerlichen Verhältnissen." Plötzlich aber stieg das Bild des jungen Forstmannes vor ihr auf und es war, als schwände all' ihre Freude dahin. Was war das nur? Sie legte sich die Frage vor, aber sie konnte die Antwort nicht finden.

„Ich will mir's überlegen, Papa," sagte sie endlich.

Am anderen Morgen kam die Apothekerin und erzählte mit strahlendem Gesicht und mit verschiedenen Seitenblicken auf Frida, daß der Oberförster Wegwart den ganzen vorigen Abend bei ihnen zugebracht und sich vorzüglich mit ihrem Klärchen unterhalten hätte, für die er wirklich ein ernstliches Interesse zu empfinden scheine. Die Frau Doktorin dagegen berichtete von Frida's Einladung nach Polen.

„Nach Polen, ach, was Sie sagen!" rief die Frau Apothekerin, „na, da werden Sie wohl bald abreisen, liebes Fridchen?"

„Ich denke ja," antwortete Frida plötzlich entschlossen.

Aber dieser Entschluß kam nicht aus freudigem Herzen, denn die Thränen traten ihr dabei in die Augen. Wäre der Vater zu Hause gewesen, Frida wäre sofort zu ihm gegangen und hätte ihm gesagt, daß sie entschlossen sei, nach Polen zu reisen. Er war aber nicht da, und so lief Frida zum Onkel.

Sie klopfte kurz an, trat auf sein „Herein" eilig ein und prallte fast an den Oberförster Wegwart an.

„Ah, Fräulein Frida," rief er, „ich freue mich so sehr, Sie wieder zu sehen."

Frida wurde glühend roth.

„Ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie hier wären," sagte sie hastig, „und ich bin nur gekommen, um Dir zu sagen, Onkel, daß mein Entschluß gefaßt ist. Ich reise zu meinem Pathen nach Polen."

„Sooo—" machte der Onkel, und der Oberförster Wegwart sah Frida mit seinen ernsten Augen so seltsam an, daß ihr ganz wunderlich zu Muthe wurde. Aber nun mußte sie natürlich fest bleiben, nun erst recht.

„Ihr Onkel erzählte mir von der Einladung, die Sie erhielten," sagte er, „und ich hoffte, Sie würden dieselbe nicht annehmen."

„Mein Entschluß ist gefaßt," versetzte Frida schroff, „er war es vom ersten Augenblick an. Ich habe die ganze Kleinstädterei hier satt, und wüßte auch in der Welt nicht, weshalb ich meine Reise aufgeben sollte."

Der Oberförster Wegwart biß sich auf die Lippen und sagte kein Wort mehr, während Frida eifrig mit ihrem Onkel die Reise besprach. Auch als sie Abschied nahm,

reichte er ihr nicht die Hand, und sie wagte gar nicht, ihn anzusehen, weil sie sich vor seinem Blick fürchtete. Wie im Fieber lief sie nach Hause und schrieb in französischer Sprache an ihren Pathen, daß sie so bald als möglich kommen wollte.

Dann aber, als der Brief beendet war, brach sie plötzlich in Thränen aus. Sie hatte sich noch nie in ihrem Leben so unglücklich gefühlt, als im Moment, wo sie diesen Brief couvertirte.

„Es muß aber doch sein," schluchzte sie, „es muß doch sein!"

Schon nach wenigen Tagen war Frida reisefertig.

Der Oberförster Wegwart hatte sich während dieser Zeit nicht mehr sehen lassen.

3.

Wongrzek, den 8. Oktober 1860.

Liebster Onkel!

Da bin ich nun angelangt. Viele, viele Meilen von Euch Lieben entfernt, mitten in Polen! Es war mir doch recht sonderbar zu Muthe, als ich an der Grenzstation Abschied von Papa nahm und als dann die Grenzpfähle hinter uns verschwunden waren! Du weißt, es hatte sich so gut getroffen, daß ich mit Papa's alter Patientin bis Skierniewice fahren konnte. Dort übergab Frau Werakowska mich wieder einer anderen polnischen Dame, welche noch weiter fuhr, und so kam ich glücklich nach zwanzigstündiger Eisenbahnfahrt auf der Endstation an, wo mein Pathe mich eigentlich abholen sollte. Ich entdeckte aber nur zwei junge

Herren in Schnürröcken und hohen Stiefeln auf dem Bahnhofe, von denen keiner mein Pathe sein konnte. Dennoch kamen sie eilig auf mein Coupé zu, als ich ausstieg, und der eine fragte in sehr gebrochenem Deutsch:

„Ist Fräulein für Wongrzek?"

„Ja wohl," antwortete ich, „ich will zu Herrn v. Sangreski."

Darauf wies der Herr auf seinen Begleiter und sagte: „Bruder vom Sangreski-Wongrzek, Taddäus Sangreski, kann sich kein Deutsch, ich bin Freund, heiße Stanislaw Lonski."

„Ich verstehe etwas Polnisch," sagte ich nun in unserem Wasserpolnisch ganz schüchtern, mit dem Bewußtsein, sehr schlecht zu sprechen. Da hättest Du aber die Freude sehen sollen.

„O, Sie können polnisch, wie schön, wie schön," riefen sie, schüttelten mir die Hand und sprachen immer Beide auf einmal sehr lebhaft und sehr schnell, so daß ich gar nichts mehr verstand.

Ich bat die Herren daher, französisch zu sprechen, worauf sie auch eingingen, aber mit der Bedingung, daß ich, sobald wir bekannter geworden wären, nur polnisch mit ihnen reden würde.

Ein leichter, mit vier prachtvollen Pferden bespannter Wagen erwartete uns, Herr v. Lonski, der mich zu demselben führte, während Herr Taddäus v. Sangreski das Gepäck besorgte, erzählte mir in aller Eile die übrigens ziemlich alltägliche Lebensgeschichte der Frau v. Sangreska, den Stammbaum und die Namen der Pferde und die

Eigenthümlichkeiten des Kutschers, die hauptsächlich darin bestehen, daß er sich alle acht Tage einmal gründlich betrinken muß, wofür er aber, wie er sehr anerkennend hinzufügte, die übrigen Tage streng nüchtern ist.

Wir plauderten schon wie ganz alte Bekannte mit einander, als Herr Taddäus zurückkam und sein „Dolmetscher", wie er seinen Freund nannte, sich empfahl.

Herr Taddäus fragte, ob ich mich fürchtete, mit ihm auf dem etwas hohen und schmalen Kutscherbock zu sitzen. Da ich das mit gutem Gewissen verneinen konnte, so half er mir hinauf und ergriff die Zügel, während der Kutscher in den Wagen stieg und die Weisung erhielt, meinen Koffer festzuhalten, damit wir ihn nicht unterwegs verlören.

Und diese Vorsichtsmaßregel war wirklich nothwendig, denn in meinem Leben habe ich noch keine Fahrt gemacht wie diese. Ueber Steine und durch tiefe Geleise und Wasserlöcher ging es hinweg in fliegender Eile, der Wagen schwankte und sprang, daß ich manchmal dachte, er müsse in tausend Stücken aus einander gehen oder wir müßten in den nächsten Graben fliegen. Aber keines von beiden geschah, und allmählig gewöhnte ich mich an die tolle Fahrt, die mich zuerst doch etwas schwindlig gemacht hatte, obgleich ich mir nichts merken ließ, und mich nur fester, als wahrscheinlich nöthig war, an die schmale Seitenlehne klammerte. Ja, nach einer halben Stunde fing die Sache an, mir sogar Spaß zu machen, und wenn ich an unser gutes stilles Städtchen und alle seine schwerfälligen Menschen dachte (Dich nehme ich natürlich aus, Onkelchen, und den Papa auch), da kam ich mir vor, wie die Prinzessin

im Märchen, die plötzlich von einem Wagen mit geflügelten Hengsten entführt wird.

Lange Kiefernwälder, Stoppelfelder, auf denen Pferde und Gänse weideten, vereinzelte Dörfer, in denen der Weg meist ganz besonders schlecht wurde, und einsame, von Pappeln eingefaßte Herrenhöfe, um deren hohe schwarze Dächer Tauben — oder vielleicht waren es auch Dohlen — kreisten, flogen an uns vorüber. Herr Taddäus nannte mir die Namen der Besitzer der Edelhöfe und wußte von Jedem etwas zu erzählen. Da war der Graf Zarski, der liebt es, seine Nachbarn zu Pferde zu besuchen, d. h. er reitet die Treppen hinauf und erscheint dann mit seinem Rappen in den Speisezimmern. Der Herr v. Brodni hat seine Kuhmagd geheirathet, und die hat es den vornehmen Damen so gut abgesehen, wie sie sich tragen und benehmen, daß sie wie eine richtige gnädige Frau aussieht, die sie ja doch am Ende auch geworden ist, und auf den Bällen in Twarok eine Rolle spielt. Der junge Herr v. Ohorski baut ein prächtiges Schloß und heirathet eine Prinzessin, nachdem sein Vater gestorben ist, der so geizig war, daß er keinen Kettenhund hielt und des Nachts selbst bellend um sein Haus herum lief, damit man seine Ersparniß nicht merken sollte. Wie mußte ich an Deine Erzählungen denken, Onkelchen! Es kommt mir vor, als sei ich plötzlich mitten in einen wunderbaren Roman hineinversetzt. Was werde ich für eine Rolle darin spielen?

Unsere Fahrt dauerte ein paar Stunden, aber die Zeit wurde mir gar nicht lang. In Wongrzek wurde gerade am Tage meiner Ankunft ein Fest gefeiert, der Namens-

tag des Hausherrn. Fackeln brannten auf der Rampe, trotz der späten Abendstunde standen und gingen eine Menge Menschen da herum. Herr Taddäus half mir von dem Wagen herab.

„Es thut mir sehr leid, daß Sie das Fest versäumt haben um meinetwillen," sagte ich.

Er schüttelte den Kopf.

„Ich wollte nicht dabei sein," antwortete er, und setzte dann hinzu: „Ich habe mich auch viel besser mit Ihnen unterhalten, als dies auf dem Feste möglich gewesen wäre."

Auf der Treppe begegneten wir meinem Pathen. Er reichte mir beide Hände entgegen und küßte mich auf die Stirn, worüber ich sehr erschrak.

„Betrachten Sie von heute ab mein Haus als Ihre Heimath," sagte er. „Wenn Sie übrigens Toilette machen, und sich noch an dem Fest betheiligen wollen, werde ich Ihnen die Kammerzofe schicken."

Es that mir leid, nein sagen zu müssen, aber ich war eine ganze Nacht und einen ganzen Tag gefahren, und fühlte, daß ich wie zerschlagen war und eine klägliche Figur in Balltoilette gemacht hätte. Ich dankte also, folgte einem Hausmädchen in das für mich bestimmte Zimmer, erfuhr, daß ich mich unter diesen Umständen erst am nächsten Tage der Hausfrau vorstellen könnte, und wünschte dem Hausherrn und Herrn Taddäus, die mich geleitet hatten, eine gute Nacht.

Ich war wirklich so todmüde, daß ich trotz der Tanzmusik, die bis zu mir herüber klang und trotz der Unruhe im Hause bald einschlief.

Am anderen Morgen war ich freilich schon sehr zeitig wach. Die Erregung und die Neugierde, meine neue Umgebung kennen zu lernen, ließen mir keine Ruhe. Ich stand also schnell auf und hielt Umschau in meinen Zimmern. Ja, ja, Onkelchen, ich habe deren zwei, und sie sind reizend eingerichtet. Als ich noch beim Auspacken war, hörte ich ganz leise an meiner Thüre tappen und kratzen. Ich öffnete und zwei allerliebste Kinder kamen herein. Ich fragte sie nach ihren Namen. Es waren Dragomira und Alexander, die Kinder meines Pathen. Wir verständigten uns ganz gut mit einander, nur wenn ich ein Wort aussprach, das wohl anders lautete, als es im Hochpolnischen lauten soll, sahen sie sich mit pfiffigem Lächeln an und endlich sagte Sascha (so wird der Name Alexander hier abgekürzt): „Du bist ja eine Deutsche, Du gehörst ja gar nicht zu uns."

„Ich gehöre jetzt doch zu Euch, und Du kannst mich Tante nennen," antwortete ich.

Er sah mich sehr erstaunt an.

„Die Maruscha sagt, kein Deutscher gehört zu uns, alle Deutsche sind Spitzbuben."

Auch Mira blickte sehr ernst darein, und ehe ich noch versuchen konnte, den Kindern eine bessere Meinung beizubringen, wurde die Thüre geöffnet und ein großes, robustes Weib in Bauernkleidung trat herein und überschüttete die Kinder mit Scheltworten. Das war die „Maruscha" und sie sah mich nichts weniger als freundlich an, während die Kinder laut zu weinen begannen.

Da klopfte es und Herr v. Sangreski trat herein.

„Verzeihen Sie diesen Trubel, liebes Kind," redete er mich an, „das gestrige Fest ist Schuld daran, daß auch heute noch Alles etwas darunter und darüber geht. Ich freue mich aber herzlich, daß Sie hier sind, und ich hoffe, wir werden gute Freunde werden. Sie dürfen sich nur nicht durch die Grobheiten der Maruscha oder etwaiger anderer Dienstboten erschrecken lassen. Die Leute betrachten alles Fremde mißtrauisch. Aber Taddäus hat mir gesagt, daß Sie polnisch sprechen. Sobald die Leute das hören, werden sie Vertrauen fassen."

Ich mag wohl etwas niedergeschlagen ausgesehen haben, denn er streckte mir plötzlich beide Hände entgegen und sagte: „Ich hoffe, daß Sie sich bei uns wohl fühlen werden, und Sie sollen auch deutsch sprechen, damit Ihnen nicht bange wird. Ich kann es ja noch und dann — wenn Sie es mit den Kindern sprechen wollen, thun Sie mir einen besonderen Gefallen. Sascha ist mein zweiter Sohn, der älteste wird in Warschau erzogen. Sascha soll nun später einmal die Güter, welche ich in der Provinz Posen besitze, übernehmen. Es ist mir daher sehr wünschenswerth, daß er deutsch lernt, und Sie thun ein gutes Werk, wenn Sie mit ihm nur deutsch sprechen. Kinder lernen ja so leicht, und besonders bei einer so sympathischen Lehrerin."

Ich sagte natürlich, daß es mir eine Freude sein würde, mich nützlich zu machen, und darauf führte Herr v. Sangreski mich in das Frühstückszimmer. Seine Frau schlief noch, wie er sagte, dagegen fanden wir die beiden jungen Herren vor, Herrn Taddäus, meinen Begleiter von der

Fahrt her, und Herrn Boris v. Rasumowski, einen Vetter der Sangreskis.

Herr Taddäus sieht interessant aus, er hat die schwärmerischesten melancholischen Augen und die weichste Stimme, die man sich denken kann. Er sieht so aus wie ein rechter Romanheld, und ich habe ihn im Verdacht, daß er heimlich Gedichte macht oder eine unglückliche Liebe hat. Herr Boris dagegen hat lachende braune Augen, einen glänzenden schwarzen Schnurrbart und sehr weiße Zähne, die er beim Lachen und Sprechen zeigt. Und er lacht und spricht, glaube ich, sehr gern und viel.

Die beiden jungen Leute sind hier, um die Jagden mitzumachen, im Uebrigen haben sie auch irgendwo in Polen oder Rußland Güter. Beide sind außerordentlich aufmerksam gegen mich. Mit Herrn Taddäus mußte ich gleich nach dem Frühstück musiciren und am Nachmittag nahm ich bei Herrn Boris Reitstunde. Er sieht prächtig zu Pferde aus, dieser Herr Boris, und ist entweder ein vorzüglicher Lehrmeister, oder ich habe ungewöhnliches Talent zum Reiten.

Herr Boris behauptet natürlich das Letztere. Schon nach der ersten Viertelstunde fühlte ich mich ganz heimisch im Sattel und Herr Boris war sehr zufrieden mit mir.

Erst nach dem Diner erschien Frau v. Sangreska. Sie umarmte mich, küßte mich ein paarmal auf beide Wangen und sagte mir, ich sei „fort gentille“. Sie trug das Haar offen und hatte eine weite Pelzjacke über einen langen Morgenrock gezogen, obgleich es gar nicht kalt war. Sie sagte, sie sei abattue, sprach aber trotzdem so viel und leb-

haft, daß es mir schwer wurde, mir vorzustellen, wie sie sein möge, wenn sie sich ausgeruht fühlte. Sie warf sich auf einen Divan, spielte mit ihren wirklich winzig kleinen offenen Schuhen, von denen ab und zu einer zur Erde fiel, den Herr Taddäus dann jedesmal aufhob und ihr mit seinem melancholischen Lächeln wieder anzog.

„Mein Kopf thut mir weh," sagte sie deutsch und nickte mir, augenscheinlich sehr stolz auf ihr Deutsch, dabei zu. Dann vergrub sie den Kopf in die Kissen des Divans, über die ihr langes braunes Haar in reichen Wellen herabhing, und verhielt sich plötzlich ganz still.

Auch Herr Taddäus war schweigsam geworden, aber Herr Boris tollte mit den Kindern im Nebenzimmer, dann kam er und holte mich, um mit ihm und den Kindern im Garten Verstecken zu spielen. Wir liefen wie die Wilden in dem großen Garten umher, Du weißt ja, Onkelchen, daß ich gut laufen kann, aber Herr Boris fing mich doch jedes Mal, zum Jubel der Kinder.

Als wir endlich zurückkehrten, saß Herr Taddäus als Krankenpfleger neben dem Divan seiner Schwägerin. Wirklich, wenn sie nicht eine verheirathete Frau und seine Schwägerin obenein wäre, würde ich denken, er mache ihr die Cour. Aber so mag sie wohl seine Vertraute sein in Angelegenheiten der unglücklichen Liebe, die ich nun einmal bei ihm als feststehend betrachte.

Bald darauf zog sie sich zurück. Sie hatte, als sie uns „Gute Nacht" sagte, ebenso melancholische Augen wie Herr Taddäus.

Das war mein erster Tag in Wongrzek, Onkelchen.

Nun kennst Du ungefähr die Menschen, unter denen ich lebe, und wirst es begreiflich finden, daß sie mich interessiren, nicht wahr? Im Uebrigen leben wir sehr gesellig hier. Es kamen schon am zweiten Tage meines hiesigen Aufenthaltes sechs Wagen voll Gäste angefahren, Nachbarn aus dem Umkreise von einigen Meilen, von denen immer die Einen die Anderen mitgenommen hatten, so daß die Gesellschaft lawinenartig angewachsen war, je weiter sie kam. Man nennt das hier zu Lande „Kulik". Hier ist Endstation, hier bleibt die ganze Gesellschaft für unbestimmte Zeit. Jeden Tag ist großes Diner und jeden Abend wird getanzt. Die Pelzjacke ist verbannt, Frau v. Sangreska trägt Pariser Toiletten, hat lustige Augen und lacht den ganzen Tag. Herr Taddäus hat dagegen sein melancholisches Gesicht behalten. Die Dame, an die er die von mir vermutheten heimlichen Gedichte macht, scheint nicht unter den Gästen zu sein.

Die Hälfte des Tages und der Nacht gehört dem Vergnügen und während der anderen Hälfte ruht man sich aus. Weißt Du, Onkelchen, ich kann schon ganz gut Mazurek tanzen und mein Polnischsprechen macht auch Fortschritte. Herr Boris ist auch darin mein Lehrmeister.

Nun ist es aber genug geplaudert. Du bekommst ja ein ganzes Buch anstatt eines Briefes, Onkelchen, nun laß Dich zum Abschied innig umarmen und schreibe auch einmal

Deiner

schon halb polonisirten Nichte

Frida.

Wongrzek, den 6. November 1860.

Liebster Onkel!

Verzeih, daß ich so lange Zeit vergehen ließ, ohne Dir auf Deinen lieben Brief zu antworten. Ich habe die letzten Wochen in solchem Trubel verlebt, daß es unmöglich war, eine Stunde an den Schreibtisch zu gelangen. Alles, wonach ich immer Sehnsucht hatte: Romantik, Abwechselung, bunt bewegtes Leben, das habe ich hier in Hülle und Fülle.

Nun laß Dich aber zunächst über Deine Besorgnisse beruhigen, Onkelchen. Pan Boris ist mir gar nicht gefährlich, obgleich er mir ein bischen die Cour macht, und Pan Taddäus erst recht nicht, trotz seiner schwärmerischen Augen. Neulich wollte Pan Boris meinen Ballschuh haben, um daraus auf mein Wohl zu trinken, wie er sagte. Ich schlug es ab und sagte, das sei bei uns nicht Sitte, worauf er meinte, ich sei viel eher zur Polin als zur Deutschen geschaffen, „gar nix blauäugiges Gretchen." Es klang zu komisch, wie er das sagte und ich mußte laut lachen. Aber meinen Schuh bekam er doch nicht. Dafür tanzte ich an dem Abend drei Mazurkas mit ihm, er ist ein prachtvoller Tänzer, und wenn man das ganze Leben hindurch nur tanzte oder ritte, würde ich mich auch ganz gewiß in ihn verlieben. Ernsthaft aber kann ich mir Pan Boris nicht vorstellen, so ruhig ernsthaft, weißt Du, wie unsere deutschen Männer.

Heftig habe ich ihn schon gesehen. Dann sah er so aus, daß man sich vor ihm fürchten mußte, mit einer dicken Ader auf der Stirn und Augen, die so unheimlich

sind, daß ich sie Dir gar nicht beschreiben kann. Während bei uns Kulik war, sind übrigens in Warschau wichtige Dinge vorgegangen, von denen auch in unseren Kreisen viel gesprochen wurde. Was sie eigentlich da gemacht haben, kann ich nicht recht erfahren, aber die Polen sprachen viel und stets in sehr erregter Weise davon. „Es bereiten sich große Dinge vor," heißt es. Herr v. Sangreski, mein Pathe, wird übrigens, trotz der Feste, die er gibt, von Tag zu Tage finsterer. Aber gegen mich ist er stets gleichmäßig gütig. Nur glaube ich, daß ihn irgend ein schwerer Kummer drückt. Was kann ihm nur fehlen, reich, angesehen und glücklich, wie er doch in jeder Beziehung sein muß!...

Ich bin im Schreiben unterbrochen worden. Frau v. Sangreska war soeben bei mir und fragte, ob ich sie nach Warschau begleiten wollte, wohin die ganze Familie, die Kinder mit eingeschlossen, nächstens geht, um der Feier eines nationalen Festes beizuwohnen. „Sascha soll schon frühzeitig patriotische Eindrücke empfangen," sagte Frau v. Sangreska, „und wir Alle werden uns sehr freuen, wenn Sie mitkommen."

Natürlich sagte ich zu. Frau v. Sangreska hat die Sorge für meine Toilette übernommen, da wir dort verschiedene Feste mitmachen werden, und ich auf so großartige Geselligkeit doch nicht gerechnet hatte, als ich herkam. In acht Tagen sind wir in Warschau. Denke an mich, Onkelchen, ich werde da wie Prinzessin Aschenbrödel in Gold und Seide prangen — ob vielleicht auch in gläsernen Pantoffeln, damit Pan Boris besser daraus trinken kann?

Wer weiß, was ich Alles erlebe. Onkelchen, bis jetzt ist es mir in allen Gesellschaften immer sehr gut gegangen. Aber Du brauchst meinethalben nicht besorgt zu sein — ich bin all' diesen ungewohnten Huldigungen und Amüsements gegenüber die Vernunft selbst. Trotzdem ich keine blauen Augen habe, bin ich doch wohl im Grunde meines Wesens deutscher, als Pan Boris meint. Also ängstige Dich nicht um mich, sondern gönne mir all' die Freude, die ich habe, und glaube, daß ich immer bleiben werde

Deine

unvernünftige Nichte
Frida.

Wongrzek, den 14. Dezember 1860.

Was habe ich erlebt, liebster Onkel! Schönes und Furchtbares, ich weiß selbst nicht, welches von beiden vorwiegt. Aber ich will ordentlich erzählen.

Da wir nach Warschau keine direkte Eisenbahnverbindung haben, mußten wir den Weg zu Wagen zurücklegen. Wir vertheilten uns in zwei vierspännige Wagen, die Dienerschaft folgte in einem zweispännigen.

Ich fuhr mit den Kindern und mit Pan Boris. Er war voller lustiger Einfälle, neckte die jüdischen Dorf-Gastwirthe, bei denen wir manchmal Halt machten, und die in ihrem fettigen schwarzen Kaftan und mit den langen Locken, die ihnen auf beiden Seiten über die Schläfen herabhängen, schon ohnehin komisch genug aussehen, und erzählte schnurrige Geschichten, so daß die Zeit schnell ver-

ging, obgleich wir einen ganzen Tag lang unterwegs waren. Gerade als die Sonne unterging, tauchten die Thürme von Warschau vor uns auf. Die Stadt liegt malerisch im Halbkreis an dem ziemlich hohen Ufer der Weichsel, und nachdem wir durch ein Gewirr von schmalen, sehr schmutzigen Gäßchen gefahren waren, kamen wir in eine schöne breite Straße und unsere Wagen hielten vor einem stattlichen Hause, dem Palais des Grafen Kadsinski, der ein Vetter der Sangreskis ist und bei dem wir wohnen.

Die zahlreiche Dienerschaft, welche uns erwartete, küßte uns die Hände, eine alte Frau umarmte sogar meine Kniee, sie hielt mich wohl für eine nahe Angehörige der Familie. Der Graf und die Gräfin hießen uns auch sehr lebhaft willkommen, aber wir waren kaum eine halbe Stunde da, so merkte ich, daß zwischen den Sangreskis und unseren Wirthen irgend eine Meinungsverschiedenheit ausgebrochen war, und hörte, daß es sich um eine Gesellschaft handelte, welche die Kadsinskis geben wollten, und bei welcher auch russische Offiziere in ihren Salons erscheinen sollten.

Herr v. Sangreski sah noch blasser aus und seine Augen schienen noch dunkler als gewöhnlich, während er immer wiederholte: „Ich will nicht, ich kann nicht.“ Und der Graf Kadsinski sah roth und echauffirt aus, machte lebhafte Gestikulationen vor seinem Vetter und wiederholte ebenso beharrlich: „Die Klugheit verlangt es, die Rücksichten gebieten es.“

Dann war von Patriotismus und Verrätherei die Rede, die Damen mischten sich lebhaft in das Gespräch, und ich zog mich mit den Kindern in eine Fensternische zurück.

„Wenn ich groß bin, schieße ich jeden Russen nieder,“ sagte Mira. „Ich auch, ich auch!“ schrie Sascha, und ich hatte Noth, sie zu beruhigen.

Indessen schienen die Vorstellungen der Sangreskis nichts genützt zu haben. Am nächsten Abend machten wir Gesellschaftstoilette, und unter den Gästen, welche bald die großen Salons des Palais füllten, waren auch wirklich einige russische Uniformen. Was nun die Polen auch gegen diese Gäste einwenden mochten, der beste Tänzer von Allen war doch darunter.

Er heißt Sergei Gregorowitsch Kramusow, und er ist eine so auffallende Erscheinung, daß sich unwillkürlich alle Köpfe nach der Thüre wandten, als er eintrat. Erstens überragt er alle Anderen, den großen Pan Boris nicht ausgenommen, dann hat er dunkelblondes Haar und wunderbare graublaue Augen, die zu gleicher Zeit zu bitten und zu drohen scheinen, und einen merkwürdig rothen Mund, mit etwas vollen Lippen, die ihm aber sehr gut stehen und um die sich ein dichter, blonder Bart kräuselt. Ich glaube er sieht eigentlich mehr deutsch als russisch aus, wenigstens habe ich hier noch Niemand gesehen, dessen Erscheinung mich so — ich möchte sagen heimathlich — berührt hätte.

Und, denke Dir, Onkelchen, er ließ all' die stolzen Schönheiten unter den anwesenden Damen fast unbeachtet und widmete sich mir. Kannst Du das verstehen, Onkelchen? Ich war ebenso stolz als überrascht und fast beschämt. Wir haben auch deutsch mit einander gesprochen. Er sagte, es sei eine schöne Sprache, die er mit vielem Interesse studirt habe.

Pan Taddäus' Dolmetscher, der mich damals von der Bahn abholte, war auch anwesend, aber ich habe wenig mit ihm gesprochen und mich sehr viel über ihn geärgert, denn er zischelte immer mit Pan Boris und Beide blickten dabei nach mir herüber. Ich glaube, sie moquirten sich über mich und den schönen Russen, weil wir uns so gut mit einander unterhielten.

Pan Taddäus saß traurig in einer Ecke. Ich fragte ihn, weshalb er nicht tanzte. „Ach, Fräulein," erwiederte er, „ich wünschte, ich könnte heut' wieder Jemand von der Bahn abholen, das Tanzen macht mich immer traurig." In diesem Augenblick schwebte Frau v. Sangreska an uns vorbei im Arme eines sehr eleganten Tänzers. Sie lachte und Pan Taddäus seufzte. Hältst Du es für möglich, Onkelchen, daß zwischen den Beiden nicht Alles richtig ist?

Doch, die Erinnerung an den Ball führt mich zu weit, ich habe Dir noch Wichtigeres zu erzählen. Ich hatte mich wirklich an diesem Abend so gut amüsirt, wie noch nie, aber es scheint mir, als sei seitdem ein Schatten zwischen mir und der Familie Sangreski zurückgeblieben. Frau v. Sangreska spricht nur im Allgemeinen von Unvorsichtigkeiten, vor denen man sich in Acht nehmen müsse, und Pan Boris — doch ich will zunächst weiter erzählen.

Am nächsten Tage war also das Fest. Wir gingen in eine der reich bekränzten Kirchen, und hier erfuhr ich eigentlich erst, um was es sich handelte: man wollte den Jahrestag des Ausbruches der Revolution von 1830 festlich begehen.

Die Rede des Geistlichen war erfüllt von den Worten

„Polen, Freiheit, Vaterland, Verrath“, die klangen wie ein Refrain daraus hervor und wurden mit Schluchzen, Händeringen und lauten Rufen von den Versammelten aufgenommen.

Je länger die Rede dauerte, je größer wurde die Bewegung, und als der Geistliche zuletzt die Kanzel verließ und vor den Altar trat, wo eine Fahne mit dem weißen Adler im rothen Felde vor ihm ausgebreitet wurde, die er segnete, da wurde der Tumult in der Kirche so groß, daß man nicht mehr glaubte, in einem Gotteshause zu sein.

Frau v. Sangreska hob den kleinen Sascha empor — ich hätte ihr gar nicht so viel Kräfte zugetraut — und rief: „Das ist unser Adler, Sascha, für den wir Alle leben oder sterben wollen!“ Sascha machte ganz wilde Augen dazu, und Pan Boris, der eine Uniform anhatte, hielt seinen Degen hoch empor und rief: „Es lebe Polen!“ worein alle Anwesenden einstimmten.

Nun wurde die Fahne aufgehoben und sollte in feierlicher Prozession umher getragen werden. Doch vor der Kirchenthüre waren russische Gendarmen aufgestellt, die der Prozession den Austritt versagten. Darauf wurde viel gestritten und geschrien, einen Augenblick dachte ich, die Russen würden eindringen und uns Alle niedermachen, denn die Menschen sahen wirklich so aus, daß man ihnen Alles zutrauen konnte. Aber am Ende verlief die Sache doch ohne Blutvergießen.

Pan Boris bedauerte es. Er sagte, ein wenig vergossenes Blut würde erst die rechte Begeisterung in's Leben rufen.

Als wir endlich die Kirche verließen, waren alle Straßen dicht gedrängt voll Menschen, ich hielt Sascha an der Hand — ich glaube, wir fürchteten uns Beide. Plötzlich schrie Alles um uns her: „Es lebe Polen!" und „Nieder die Tyrannen!" und dabei wurde das Gedränge noch ärger als zuvor. Wir waren auf dem Schloßplatz angelangt, wo die Säule des Königs Sigmund III. steht. Irgend ein kühner Patriot hatte in diesem Augenblick die Fahne mit dem weißen Adler neben dem Standbild entfaltet, und nun ergriff die Menge eine solche Bewegung, daß ich ganz widerstandslos fortgerissen wurde.

Sascha wurde dabei von mir getrennt, ich versuchte, wieder zu ihm zu gelangen, konnte ihn aber nicht finden. Ich hatte bald nur noch das eine klare Gefühl: daß es galt, sich auf den Füßen zu erhalten, um nicht zertreten und erdrückt zu werden. Endlich ließ das Gedränge etwas nach. Ich ging noch eine gute Strecke mit den Anderen vorwärts, da ich nicht zurück konnte. Als ich wieder etwas von der Straße, auf der ich mich befand, sehen konnte, entdeckte ich nichts, als hohe graue Häuser, die ziemlich gleichmäßig aussahen. Wo ich war, ahnte ich nicht. Ich wartete daher, an eine Hausthüre gedrückt, bis die Menge sich völlig verlaufen hatte, und fragte dann nach der Ujasdower Allee, wo das Radsinski'sche Palais liegt.

Während ich meine Frage an einen Vorübergehenden stellte, kam ein Trupp von Männern und Weibern mit erhitzten Gesichtern aus der Thüre, vor welcher ich stand und über der ein Wirthshausschild hing, was ich erst jetzt bemerkte. „Das ist auch keine Polin!" rief eines der Wei-

der, auf mich zeigend, und sogleich umringte mich der ganze Haufe schreiend und scheltend. Das Weib griff plötzlich nach meiner Schulter und versuchte den Mantel, den ich trug, herunter zu reißen, wobei mir der Geruch des Branntweins, den sie wohl eben getrunken hatte, in das Gesicht schlug.

In meinem schlechten Polnisch bat ich die Leute, mich meiner Wege gehen zu lassen, was sie aber erst recht zu erbittern schien. Einer der Männer, der eine große Zimmermannssäge trug, hob dieselbe gegen mich auf — es wurde mir schwarz vor den Augen — in demselben Augenblick hörte ich fremde Stimmen, die nicht so rauh und wild, wie die meiner Angreifer klangen, und Pferdehufschlag dicht neben mir. Ich öffnete die Augen, die ich, auf das Schlimmste gefaßt, geschlossen hatte, und blickte in das Gesicht — Sergei Gregorowitsch's.

Onkelchen, ich weiß nicht, wie es kam, aber die hellen Thränen sind mir aus den Augen gestürzt, als er mir in deutscher Sprache sagte: „Seien Sie ganz ruhig, Sie stehen in meinem Schutz."

Dann ist er vom Pferde gestiegen, das er den Kameraden, die ihn begleiteten, übergab, und hat mich in unser Palais zurückgebracht, während die Anderen in einiger Entfernung hinter uns her ritten.

„Sie sind in eine aufgeregte Zeit hinein gekommen," sagte er. „Sollten Sie einmal eines Freundes bedürfen, so erinnern Sie sich, daß ich in eine Garnison ganz in der Nähe von Wongrzek versetzt worden bin, nach Twarok nämlich, und rufen Sie mich, wenn Sie mich brauchen."

„O, in Wongrzek bin ich sicher!“ rief ich, aber ich war ihm doch sehr dankbar und ärgerte mich tüchtig über Pan Boris, der uns vor dem Palais begegnete und wenig höflich gegen meinen Retter war, und von diesem wiederum ziemlich hochmüthig behandelt wurde.

Als wir in das Palais traten, wohin der Russe uns nicht folgte, sagte Pan Boris mit den bösesten Augen, die ich ihn jemals machen sah: „Wählen Sie, Fräulein, entweder der Russe oder wir.“

Ich hatte aber alle Furcht verloren und meine Nerven erwiesen sich wieder einmal als ganz taktfest, denn ich hatte große Lust, Pan Boris auszulachen.

„Die Wahl käme doch nur in Frage, wenn der Russe mein Pathe gewesen wäre, und dazu ist er zu jung,“ sagte ich.

Pan Boris schüttelte den Kopf.

„Ihnen kann man nicht ernstlich böse sein,“ sagte er, „aber dieser Russe hat etwas auf dem Kerbholz bei mir.“

Oben im Salon fanden wir die Familie bei einander, auch Sascha hatte sich eingefunden. Der Graf und Herr v. Sangreski waren aber wieder in Streit. Der Graf hatte, glaube ich, die Fahne, die sehr kostbar war, geschenkt, hatte aber mit seiner Familie an dem Gottesdienst nicht Theil genommen. Er gilt, wie mir Pan Boris später sagte, für keinen ganz zuverlässigen Patrioten unter den Polen.

Zwei Tage später reisten wir ab, und nun sind wir wieder in Wongrzek und die bewegten Tage von Warschau erscheinen mir wie ein Traum. Aber eine Wirklichkeit

hat der Traum zurückgelassen: das ist die Nachbarschaft des Rittmeisters Sergei Gregorowitsch. Ob ich ihn wiedersehen werde? Onkelchen, wenn irgend ein Mann hier mir gefährlich ist, so ist er es, das sage ich Dir. Aber ich bin trotzdem sehr vernünftig und sage mir, daß er wahrscheinlich gar nicht mehr an mich denkt. Im Grunde genommen habe ich Dich doch auch noch lieber, als ihn, also ängstige Dich nicht um

Deine

deutsch bleibende Nichte

Frida."

N. S.

Der Brief ist liegen geblieben, Onkelchen, weil ein so starker Schneefall eingetreten ist, daß unser Postbote den Weg von der ziemlich entfernten Station mehrere Tage lang nicht machen konnte. Der Bote kommt sonst ziemlich regelmäßig alle Wochen zweimal in seinem kleinen Wägelchen, das stets sehnsüchtig erwartet wird, angefahren. Diesmal blieb er fast vierzehn Tage aus und wir waren wie begraben im Schnee. Aber sobald der Schneefall aufgehört hatte, noch einen halben Tag vor dem Boten, kam ein Besuch, und ich öffne meinen Brief noch einmal, um Dir das zu schreiben. Er ist hier gewesen — Sergei Gregorowitsch meine ich natürlich. Er steht jetzt als Rittmeister bei den Husaren in Twarok.

Ich fürchte aber, sein Besuch hat nur mir allein Freude gemacht. Unser Hausherr blickte geradezu abschreckend finster darein, die Hausfrau erschien gar nicht. Pan Taddäus ging durch das Zimmer, in dem wir saßen, ohne

zu grüßen, und Pan Boris machte den Mund nicht auf, ohne irgend eine versteckte Bosheit zu sagen. Es war sehr ungemüthlich.

Der Rittmeister blieb auch nur kurze Zeit. Als er fort war, sagte Pan Boris zu seinem Vetter: „Weißt Du, warum der hier war? Er macht Deiner Frau den Hof, ich habe es schon in Warschau gemerkt."

Ich war empört über diese Unwahrheit, aber Herrn v. Sangreski sah ich doch an, daß diese Lüge fruchtbaren Boden bei ihm gefunden hatte. Ich ärgerte mich nachher, daß ich so feige war, zu schweigen, aber im Augenblick war es mir nicht möglich, ein Wort hervorzubringen. Ich will Pan Boris noch zur Rede stellen, ja, das will ich ganz gewiß! Eben sehe ich, daß ich Deine Frage, meine Rückkehr betreffend, noch gar nicht beantwortet habe. Ich sprach neulich mit den Sangreskis darüber, aber da kam ich schön an. Sie wollten Beide nichts von meiner Abreise hören, und Sascha kann auch noch nicht ordentlich deutsch. Ich fühle mich aber all' den Freundlichkeiten gegenüber, die ich hier erfahre, eigentlich verpflichtet, den Wunsch meines Pathen zu erfüllen. Und dann sage ich mir auch, daß man mich zu Hause nicht vermißt. Dort geht Alles seinen gewohnten Gang auch ohne mich.

Sag' 'mal, Onkelchen, hat sich der Oberförster Wegwart noch nicht mit einer von den Apothekerstöchtern verlobt?

Nun aber muß ich schließen, sonst geht der Bote ab ohne meinen Brief. Lebe wohl, Herzensonkelchen.

Frida.

Wongrzek, den 26. Februar 1861.

Ich glaube, es sind Briefe verloren gegangen, liebster Onkel, denn Du hast mich sonst noch nie so lange auf Antwort warten lassen. Und gerade jetzt sehne ich mich, von der Heimath zu hören. Auch von den Eltern habe ich seit Weihnachten keine Nachricht.

Es ist mir manchmal ganz unheimlich hier zu Muthe. In Warschau ist der Jahrestag der Schlacht von Grochow wieder in ähnlicher Weise gefeiert worden, wie der 29. November des vorigen Jahres. Glücklicher Weise waren wir nicht dabei, denn diesmal ist es zu einem ernstlichen Zusammenstoß zwischen den Truppen und der polnischen Prozession gekommen, welche die Fahne mit dem weißen Adler feierlich durch die Straßen der Stadt getragen hat. Die Polen hatten verschiedene Verwundete, darunter einen Geistlichen, man spricht auch von einem Todten.

Seitdem schließt Herr v. Sangreski sich oft Tage lang in sein Zimmer ein, um zu arbeiten, wie er sagt. Seine Frau singt mit den Kindern polnische Lieder und bricht dann plötzlich in Thränen aus. Geheimnißvolle Besuche kommen, in deren Anwesenheit ich gebeten werde, in meinem Zimmer zu bleiben, was früher nie vorgekommen ist. Und dabei sind die Wege jetzt hier so, daß es gar nicht möglich ist, bis zur Eisenbahnstation zu gelangen. Ganz aufrichtig gesagt, Onkelchen, es fehlt mir auch an Geld zur Rückfahrt. Ich habe schon an Papa deswegen geschrieben, aber keine Nachricht bekommen. Ich werde ja hier mit Geschenken überschüttet, aber mit Pariser Blumen und Zobelgarnituren kauft man kein Eisenbahnbillet.

Mir ist jetzt manchmal recht bange, dann aber wieder vergehen Tage und Wochen, wo ich gar nicht recht zur Besinnung komme vor Festen und Zerstreuungen. Nur ist auch dabei häufig das Angenehme mit dem Unangenehmen eng verbunden.

So war neulich eine Schlittenparthie, auf die ich mich schon sehr gefreut hatte. Ich saß mit Frau v. Sangreska im Schlitten, Pan Boris führte die Zügel und war wieder einmal in seiner besten Laune. Im nächsten Dorfe trafen wir mit den anderen Schlitten zusammen, und nun ging es in langem, buntem Zuge unter lustigem Schellengeläute und Peitschenknallen nach Twarok, wo ein gemeinschaftliches Souper bestellt worden war und wir den Abend mit einem lustigen Tanzfest beschlossen. Von den russischen Offizieren war keiner eingeladen worden — ich glaube, es geschah gerade ihnen zum Possen, daß das Fest in Twarok gefeiert wurde, und dieser Gedanke störte meine Festfreude eigentlich sehr. Als wir uns in später Nacht trennten, fuhren die Schlitten nicht mehr hinter einander her, sonder Jeder suchte so schnell als möglich nach Hause zu kommen, denn es hatte wieder angefangen zu schneien. Bei der Abfahrt herrschte wohl ziemliche Konfusion, und wie es nun zugegangen ist, weiß ich nicht, die Thatsache steht aber fest, daß, als wir uns hinter der Stadt nach unserem kutschirenden Pan Boris umsahen, nicht dieser hinter uns saß, sondern der Rittmeister Sergei Gregorowitsch. Frau v. Sangreska schrie laut auf und ich biß die Zähne zusammen und zitterte, glaube ich, ein wenig, denn unsere Herren haßten Sergei Gregorowitsch schon genügend, er

hätte es nicht nöthig gehabt, sie noch durch diese Neckerei zu reizen.

„Ich bitte, beruhigen Sie sich, gnädige Frau,“ sagte der Rittmeister zu Frau v. Sangreska, „es geschieht Ihnen nichts, als daß Sie auf einem anderen Wege und mit ein paar besseren Rennern, als die sind, welche Ihrem Gemahl gehören, nach Hause gebracht werden. Ich bin der Rittmeister Kramusow, und Sie haben nichts zu befürchten.“

„Aber weshalb diese Entführung, wenn Sie uns nach Wongrzek bringen wollen?“

„Erstens wollte ich Ihre Bekanntschaft machen, die mir neulich bei meinem Besuch in Wongrzek vorenthalten wurde, dann aber wollte ich das Fräulein wiedersehen.“

„O, deshalb hätten Sie diesen tollen Streich nicht machen sollen, ich fürchte, Sie werden sich damit Ungelegenheiten bereiten,“ rief ich.

Er lachte. „Keineswegs, mein Fräulein,“ sagte er, „ich habe im Gegentheil einen köstlichen Spaß daran, abgerechnet das Vergnügen, das Ihre Gesellschaft mir bereitet. Stellen Sie sich nur das rathlose Umhersuchen Ihrer Herren vor!“ Er lachte laut auf.

„Sie werden sich um uns ängstigen,“ meinte ich.

„O, sie werden, wenn sie in den Stall kommen, um nach den Pferden zu sehen, die dort stehen geblieben sind, noch eine besondere Freude haben. Ich habe ein Plakat über dem Pferdestand anheften lassen, darauf steht: ‚Drei polnische Männer und zwei polnische Pferde sind nicht ausreichend, um zwei schöne Frauen zu hüten, denen ein Russe seine Huldigungen darbringen will.‘“

Frau v. Sangreska hüllte sich in ihre Pelze und sagte kein Wort. Ich schalt und warnte, aber Sergei Gregorowitsch war in der besten Laune, erzählte lustige Geschichten aus seinem Leben und freute sich, die Zahl derselben durch die heutige Entführung vergrößert zu haben.

Dabei flogen wir nur so über die weiße Schneefläche hin, die Flocken tanzten lustig um uns her und das sorglose Lachen des Rittmeisters klang hinter uns. Am liebsten hätte ich schließlich mitgelacht, denn das Ganze war doch nur ein toller, lustiger Streich. Aber Frau v. Sangreska's Gegenwart hinderte mich und ließ keine heitere Auffassung der Situation in mir aufkommen. So athmete ich erleichtert auf, als wir Wongrzek erreicht hatten, wo die Herren noch nicht eingetroffen waren, und als der Rittmeister den Dienern, die uns erwarteten, befahl, die Pferde abzuschirren, da er auf einem derselben zurückreiten wollte.

„Gute Nacht, meine Damen," rief er uns noch zu, nachdem er sich von mir durch einen Handkuß verabschiedet hatte. „Ich empfehle mich Ihrem Herrn Gemahl, gnädige Frau!"

Darauf ritt er davon und das zweite Pferd lief ihm nach wie ein Hund.

Frau v. Sangreska zog sich zurück, ohne ein weiteres Wort an mich zu richten.

Am nächsten Tage aber hatte ich eine sehr unangenehme Auseinandersetzung mit ihr, wobei sie mir viel Vorwürfe machte. Nach der Unterredung mit Frau v. Sangreska sagte ich ihr, ich wolle fort, da sie nicht zufrieden mit mir

zu sein schiene. Aber eine Stunde darauf fiel sie mir um den Hals und sagte, ich dürfe sie nicht verlassen. Nun bin ich wieder schwankend geworden.

Von den Herren hat keiner das Abenteuer mit dem Rittmeister in meiner Gegenwart erwähnt. Aber Pan Boris scherzt seitdem nicht mehr, sondern verfolgt mich mit Blicken, vor denen ich mich fürchte. Mir ist zu Muthe wie vor einem Gewitter, und ich fange an schlecht zu schlafen und den Appetit zu verlieren. Schreibe mir sofort nach Empfang dieses Briefes, Onkelchen, ich sehne mich unbeschreiblich nach Nachrichten von Euch Lieben allen.

Wenn ich nur den Muth hätte, einmal von unserer Entführung zu sprechen, dann würde ich ja hören, was die Herren darüber denken. Aber alle Drei sind so seltsam seitdem, und ich sehe sie auch so viel weniger als früher, daß ich nicht weiß, wie ich es anfangen soll, das Gespräch auf diesen Punkt, den sie absichtlich zu vermeiden scheinen, hinzulenken. Nun habe ich Dir mein Herz ausgeschüttet, Onkelchen, denke an mich, schreibe mir und behalte lieb

Deine

Frida.

4.

Auch auf diesen Brief blieb die Antwort aus. Frida's Unruhe steigerte sich von Tag zu Tag.

Der Gedanke, ihre Briefe oder die Antworten aus der Heimath seien verloren gegangen, quälte sie, und dabei hielt sie eine seltsame Scheu zurück, ihre Besorgnisse gegen



Frau v. Sangreska auszusprechen, die in der letzten Zeit von fieberhafter Lebhaftigkeit ergriffen schien, den ganzen Tag sprach, lachte, im Hause auf und ab lief und Frida bald mit Zärtlichkeiten überschüttete, bald durch spöttische Neckereien reizte.

Eines Morgens überraschte sie Frida mit einer Garnitur sehr schöner Pariser Blumen.

„Sie sollen sich bei einem Feste, das wir nächstens geben, damit schmücken," sagte sie, „Sie werden reizend sein und wir werden uns sehr gut amüsiren."

Frida sagte, sie fühle sich nicht wohl genug, um zu tanzen. Die Aufregungen der letzten Zeit hatten sie wirklich sehr angegriffen. Aber Frau v. Sangreska behauptete, Tanz und Amüsement seien die besten Mittel, um gesund zu bleiben oder zu werden und begann, vor Frida das glänzende Programm des bevorstehenden Festes zu entwerfen.

Frida fragte auch nach den Eingeladenen. Es waren die polnischen Familien, die sie schon kennen gelernt hatte, auch einige Warschauer Freunde wurden erwartet.

Einige Tage vor dem Fest, als Frida eben einen Gang durch den verschneiten Garten gemacht hatte, begegnete ihr zwischen den Taxushecken in der Nähe des Schlosses Pan Boris.

„Ich habe Sie gesucht " sagte er, „ich wollte mit Ihnen sprechen."

Sie hatte sich in den letzten Tagen oft über ihn geärgert, denn er war wenig höflich gegen sie gewesen.

„Was wollen Sie?" fragte sie daher ziemlich kurz.

Er trat an ihre Seite.



„Geben Sie mir Ihre Hand, Fräulein Frida."

„Wozu?" Sie legte beide Hände auf ihren Rücken.

„Sie wollen nicht?" begann er wieder, „Sie zürnen mir — o, Sie wissen nicht, was ich gelitten habe und noch leide. Ich ertrage das nicht länger! Aber ehe es zum Aeußersten kommt, will ich doch noch von Ihnen selbst deutlich und ohne Umschweife hören, daß Sie nicht mich, daß Sie einen Anderen lieben."

„Wie können Sie sich erlauben, in dieser Weise mit mir zu sprechen, Pan Boris? Welches Recht haben Sie dazu?"

„Ich liebe Sie, Frida, Sie müssen das ja längst wissen, und Sie sollten auch wissen, daß ich nicht der Mann bin, mit mir spielen zu lassen. Ich glaubte in Ihren Augen lesen zu dürfen, daß ich hoffen konnte — bis dieser Russe zwischen uns trat."

„Er trat nicht zwischen uns, denn wir gehörten nicht zu einander, Pan Boris. Im Uebrigen haben Sie selbst neulich Herrn v. Sangrcski gesagt, Sergei Gregorowitsch mache seiner Frau den Hof."

„O, Sie wissen recht gut, daß er das nicht thut!"

„Sie haben es doch behauptet!"

„Ja, und ich weiß auch, warum ich es sagte, darum aber handelt es sich jetzt nicht. Von Ihnen will ich hören, daß für mich keine, gar keine Hoffnung mehr ist, Ihre Liebe zu erringen!"

„Wenn Sie mich liebten, würden Sie in einem anderen Tone mit mir sprechen."

„O Frida, wenn Sie es mir nur erlaubten, wenn Sie mich nur ein klein wenig lieben könnten!"

Er versuchte ihre schlanke Gestalt zu umfassen. Sie stieß ihn heftig zurück.

„Lassen Sie mich, Pan Boris, nein, ich liebe Sie nicht, ich liebe Sie nicht!“ Damit riß sie sich los und eilte dem Schlosse zu.

Pan Boris sah ihr finster nach.

„Ich wußte es!“ murmelte er, „Sergei Gregorowitsch, hüte Dich!“

Der Abend des Festes war gekommen, die Damen hatten soeben ihre Toiletten beendet, als die Wagen der Gäste auch schon heranzurollen begannen.

Die Festräume des Schlosses füllten sich bald mit plaudernden, lachenden Gruppen; Blumen dufteten um die Wette mit dem Patschuli, seidene Schleppen knisterten, Fächer rauschten, das Licht der Kerzen beleuchtete weiße Nacken und Schultern und spiegelte sich in kostbaren Steinen und glänzenden Augen.

Da wurde dem Hausherrn eine Meldung zugeflüstert, worauf dieser, begleitet von Pan Boris und einigen anderen Herren, den Salon verließ.

Frida war bei all' dem Festglanz beklommen zu Muthe. Seit der Scene mit Pan Boris hatte sie keinen frohen Augenblick mehr gehabt. Die Frage, die er ihr gestellt, hallte seitdem unaufhörlich in ihr wieder und ängstigte sie. Was hatte er gemeint, als er sagte: „Ehe es zum Aeußersten kommt?“ Wozu sollte es kommen?

Sie wußte es nicht, aber sie fühlte, daß Sergei Gregorowitsch irgend eine Gefahr drohe, und wenn sein Bild

schon vorher ihre Phantasie beschäftigt hatte, so sah sie es nun wachend und träumend vor sich und ihr Herz schlug ihm entgegen, ihm, der sich um ihretwillen all' diesen Haß zugezogen hatte.

Es war ihr unmöglich, in den heiteren Ton der Anderen einzustimmen. Ihr war zu Muthe, als stehe das Gewitter nun drohend über ihr, und obgleich sie sich damit zu beruhigen suchte, daß Sergei Gregorowitsch an diesem Abend ja gar nicht anwesend sei, hatte sie doch die Empfindung, als müsse es sich heute, gerade heute entladen.

Sie hatte das Verschwinden der Herren bemerkt, und die verhältnißmäßige Stille, welche darauf in dem Saale eintrat, gab ihr das bestimmte Vorgefühl eines nahenden Unglücks. Sie sah, daß ein Kreis von Damen sich um die Hausfrau drängte, daß dort geflüstert und besonders lebhaft mit den Fächern geklappert wurde.

Sie suchte an Pan Taddäus heranzukommen, welcher ebenfalls in der Nähe seiner Schwägerin stand.

„Weshalb hat Ihr Bruder den Saal verlassen, was geht vor?" fragte sie ihn leise.

Er sah sie mit seinen Träumeraugen schwermüthig an.

„Ein Pole rächt jede Beleidigung," sagte er.

„Was bedeutet das, Pan Taddäus, von welcher Beleidigung sprechen Sie?"

„Wenn Sie eine Polin wären, hätten Sie dieselbe noch nicht vergessen."

„Ich bitte Sie, mir zu sagen, um was es sich handelt."

„Nun — erfahren müssen Sie es doch. Mein Bruder

hat Sergei Gregorowitsch eingeladen und er ist gekommen, der Narr!"

„Sergei Gregorowitsch! Und was wollen Sie mit ihm machen?"

„Uns rächen, Fräulein Frida!"

Frida fühlte, wie sie blaß wurde. „Um Gottes willen, sagen Sie mir Alles!" bat sie. „Sagen Sie mir wenigstens, ob Gefahr für ihn vorhanden ist!"

„O gewiß!"

„Aber es war doch nur ein Scherz, diese ganze Entführung. o, ich beschwöre Sie, Pan Taddäus, verhindern Sie ein Unglück, gehen Sie, nein, nehmen Sie mich mit! Wo ist er?"

„O, er ist lebendig geblieben, diese Russen sind nicht sehr feinfühlig," sagte Pan Taddäus und sein hübsches Gesicht wurde durch ein höhnisches Lächeln entstellt, während er nach der Thüre hinwies, durch welche soeben Sergei Gregorowitsch, gefolgt von dem Herrn des Hauses und dessen Begleitern, eintrat.

Tiefe Stille herrschte bei seinem Erscheinen in dem Saale und um die Lippen der Gäste zuckte ein seltsames Lächeln. Frida klopfte das Herz so stark, daß sie sich an einen Pfeiler lehnte, um nicht umzusinken.

Sergei Gregorowitsch sah blaß aus, seine Lippen zuckten und seine Augen glühten. Als er sich vor der Hausfrau verneigte, rauschten die ersten Töne des Mazurek durch den Saal. Frida hörte, wie er Frau v. Sangieska um diesen Tanz bat.

„Nach dem Vorgefallenen kann ich nicht mit Ihnen

tanzen," antwortete sie und lächelte ganz eigen. Sergei Gregorowitsch trat zurück und kam auf Frida zu.

„Und Sie, mein Fräulein, können Sie heute auch nicht mit mir tanzen?"

„Doch, gewiß," stammelte sie, aber er lächelte ihr nicht zu, wie sonst. Er tanzte heute auch schwer und mit einer seltsamen Steifheit.

„Ich danke Ihnen," sagte er, als er seine Tänzerin an ihren Platz zurückführte. „Sie haben natürlich nichts von dem Attentat gewußt?" fragte er, sich zu ihr neigend.

„Von welchem Attentat?"

„Ah, Sie wissen nicht, daß man mich in einen Hinterhalt gelockt und — o, es ist zu nichtswürdig — aber ich war auf das Schlimmste vorbereitet und bin nicht hierher gekommen, ohne meine Vorsichtsmaßregeln zu treffen."

„Wer lockte Sie in einen Hinterhalt?" fragte Frida athemlos.

„Mein heutiger Wirth, soeben, hier in seinem Hause. Ach, wie Sie entsetzt aussehen, Sie hätten auch nicht mit mir getanzt, wenn Sie Alles gewußt hätten!"

Frida war so erregt, daß die Thränen ihr unwillkürlich in die Augen traten.

„Ich danke Ihnen für diese Thränen," sagte er, wandte sich ab und trat an eine andere Dame heran, um den nächsten Tanz bittend.

„Ich tanze nicht mit Ihnen nach dem Vorgefallenen," lautete auch hier die Antwort. Unbeirrt schritt Sergei Gregorowitsch zur Nächsten. Auch hier bekam er dieselbe Antwort. Ebenso war es bei der Dritten und Vierten.

Mit unerschütterlichem Ernst ging der Russe von einer zur anderen, bis er von allen Damen dieselbe Antwort erhalten hatte. Nun fragte er einen der Herren: „Was sagen Sie zu dem Scherze des heutigen Abends?“

Dieser drehte ihm kurz den Rücken, ohne zu antworten. Er schritt auf Taddäus zu.

„Ihr Bruder versteht es, Feste zu geben,“ sagte er.

Pan Taddäus wandte sich an seine Tänzerin, ohne auch nur einen Blick an den Russen zu verschwenden.

Nun ging er zum Grafen Twolinski, der ein angesehener Gutsbesitzer der Nachbarschaft war.

„Was würden Sie an meiner Stelle gethan haben, Herr Graf?“ fragte er.

Ohne ihn anzusehen, starr in die Lichter des Kronleuchters blickend, antwortete der Graf: „Kein Mann von Ehre spricht mit einem — Ausgepeitschten.“

Noch immer blieb der Gesichtsausdruck des Russen unverändert, aber mit einer blitzschnellen Bewegung riß er das nächste Fenster auf und ein greller Pfiff schrillte hinaus in den verschneiten Park.

— — — — — — — — — — — —

5.

Wongrzek, den 6. März 1861.

Onkel, lieber Onkel, hilf mir, komme, wenn es möglich ist, und hole mich. Ich kann nicht hier bleiben — meine Hand zittert noch vor Erregung, ich habe zu Entsetzliches erlebt! Diesen Brief gebe ich dem Händler Levi mit, der hier in der Gegend Geschäfte hatte und sich in Deinem Auftrage nach mir erkundigte. O, wie froh war ich, ein

bekanntes Gesicht aus der Heimath zu sehen, und nun weiß ich doch auch, daß Du diesen Brief erhalten wirst. Wer weiß, was aus allen früheren geworden ist. O, ich verabscheue all' diese Menschen hier, mein Gefühl sträubt sich dagegen, Dir zu erzählen, was hier in den letzten Stunden vorgegangen ist. Als ich Levi bat, diesen Brief morgen abzuholen, ahnte ich noch nicht, was ich Dir zu berichten haben würde! Sie sind Alle roh und barbarisch, Herr v. Sangreski, Pan Taddäus, Pan Boris und Sergei Gregorowitsch, o, ich gehöre nicht hierher, ich will heim, heim!

Weißt Du, was sie gethan haben, um sich an Sergei Gregorowitsch für den lustigen Streich, den er ihnen gespielt hatte, zu rächen? Freundschaftlich eingeladen haben sie ihn, in ein Gastzimmer hier im Hause haben sie ihn sofort nach seiner Ankunft geführt und dort gebunden und — gepeitscht, ja, gepeitscht wie einen gemeinen Verbrecher. Und er, als sie ihn losbanden und höhnisch einluden, nun ihren Ball zu besuchen — er hat ihre Einladung angenommen, denn er hatte gleich nichts Gutes, wenn auch wohl nicht diesen Schimpf, geahnt und hatte seine Vorsichtsmaßregeln getroffen, indem der Park und alle Ausgänge durch seine Husaren besetzt waren. Er ist also in den Ballsaal eingetreten, ich habe mit ihm getanzt, Onkel, wobei mir sein sonderbares Benehmen auffiel. Dann trat er plötzlich an's Fenster, pfiff hinaus, und gleich darauf drangen seine Husaren in den Saal. Einen der anwesenden Herren nach dem andern packten sie und peitschten ihn mit ihren Knuten durch — vor den Augen der jammernden Damen, denn diese durften den Saal nicht verlassen und mußten zusehen.

Mich hat der Rittmeister allerdings bald hinausgeführt, aber auf all' meine Bitten hat er nur mit einem kühlen Lächeln geantwortet: was dem Einen recht, ist dem Anderen billig, fünfundzwanzig Knutenhiebe habe er aushalten müssen, fünfundzwanzig und noch einen als Draufgabe solle Jeder von den Polen bekommen.

Ich bin in mein Zimmer geeilt, habe mich eingeschlossen und schreibe Dir. Liebster Onkel, jetzt fürchte ich mich vor der Rückreise ohne Schutz. Komme, o bitte, komme und hole mich. Ich will Keinen von ihnen mehr sehen, ich will nichts von aller Romantik mehr wissen, ich habe den Barbaren unter der Maske des Cavaliers hervorgrinsen sehen, und werde mich nun nicht mehr täuschen lassen.

Mit Sehnsucht erwartet Dich

Deine todttraurige

Frida.

6.

Am Morgen nach jenem verhängnißvollen Fest waren die Gäste nach allen Richtungen der Windrose hin zerstoben und auch Herr v. Sangreski, Pan Boris und Pan Taddäus waren abgereist. Frau v. Sangreska ließ Frida sagen, sie sei krank und könne Niemand sprechen. Frida blieb einsam in ihrem Zimmer, nur die Kinder, die von dem Vorgefallenen nichts wußten, leisteten ihr Gesellschaft. Langsam und einförmig verging der Tag, und langsam und einförmig folgten ihm noch zwei andere, während welcher Frau v. Sangreska krank war, die Leute mit ver-

störten Gesichtern umhergingen und Frida mit ihren Gedanken und den Kindern einsam blieb.

Am Morgen des vierten Tages kam das Stubenmädchen nicht zur gewohnten Zeit mit dem Frühstück. Frida klingelte wiederholt. Da erschien das Mädchen endlich.

„Die gnädige Frau ist heute Nacht mit den Kindern abgereist, Pan Taddäus hat sie geholt, und da ist noch ein Brief von ihr," sagte sie, Frida ein Couvert übergebend.

Hastig öffnete Frida dasselbe.

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen nicht Adieu sagen kann," schrieb Frau v. Sangreska, „doch die Verhältnisse verbieten es. Ich rathe Ihnen, Wongrzek zu verlassen, wohin auch ich nicht zurückzukehren denke. Sehen Sie, das kommt dabei heraus, wenn man mit einem Russen Freundschaft hält."

Der Brief entfiel Frida's Händen.

„Mein Gott, mein Gott," murmelte sie, „sie geben mir die Schuld an dem Unglück. Und sie haben ja nicht Unrecht, denn ohne mich wäre der Rittmeister nie hierher gekommen."

Sie rang die Hände, sie fühlte sich grenzenlos unglücklich. Hier bleiben konnte sie nicht, ohne sich allerlei Unannehmlichkeiten auszusetzen, und doch war es unmöglich fortzukommen, ohne die Mittel zur Reise.

Sie berechnete, daß der Onkel im günstigsten Fall am gestrigen Tage ihren Brief erhalten haben, also vor zwei bis drei Tagen nicht hier sein konnte.

„So lange muß ich es eben aushalten," dachte sie.

Indessen begannen die Leute Demonstrationen gegen die ihnen verhaßte Deutsche zu machen.

Das Stubenmädchen kam mit Besen und Schaufel, setzte beides vor Frida hin und verschwand. Das sollte heißen: willst Du ein aufgeräumtes Zimmer haben, so kehre es selbst aus. Ich thue nichts mehr für Dich.

Das Frühstück bestand aus grobem Brod und einer säuerlichen Suppe, Zur genannt.

„So frühstücken die Leute immer, wenn die Herrschaft nicht daheim ist," sagte der Diener, der es gebracht hatte. „Zu Tisch mag die Paninka nur in die Küche kommen, ich decke heute nicht den Tisch, ich habe keinen Dienst, wenn die Herrschaft verreist ist."

Frida bemühte sich, ein gleichgiltiges Gesicht zu machen, um sich nicht merken zu lassen, daß sie sich ärgerte. In Wahrheit erschienen ihr auch diese Bosheiten kleinlich, gegenüber ihrer völligen Hilflosigkeit, die ihre Lage zu einer ziemlich ernsten machte. Wollten die Leute gemeinsame Sache gegen sie machen, so konnte sie es nicht hindern.

Es schmerzte sie tief, daß sie von der Familie, deren Hausgenossin sie nun so lange Zeit gewesen war, so völlig im Stich gelassen wurde, und zu diesem Schmerz gesellte sich die Furcht vor allen möglichen unbekannten Gefahren, von denen sie sich in ihrer völligen Schutzlosigkeit umgeben fühlte.

Dann stellte sie sich auch vor, daß Levi vielleicht aufgehalten worden, ihr Brief nicht in die Hände des Onkels gekommen sei, und dieser Gedanke nahm ihr den Rest ihrer Fassung.

„Mein Gott, mein Gott, was soll ich thun?" rief sie, rathlos im Zimmer auf und ab gehend.

Aus dem Erdgeschoß drangen die Klänge eines Dudelsackes, mit wüstem Lärm untermischt, bis herauf zu ihr. Das Stimmengewirr schien näher zu kommen. Frida sprang auf und verriegelte ihre Thüre. Gleich darauf wurde heftig an dieselbe geklopft.

„Was wollt Ihr?" fragte Frida.

„Besuch für die Paninka!" scholl es zurück.

Frida überlegte, ob sie öffnen sollte. Die Erwägung, daß, wenn die Leute mit Gewalt eindringen wollten, die schlecht schließende Thüre sie nicht lange aufhalten würde, bewog sie, den Riegel zurückzuschieben. Aber das Herz stand ihr dabei fast still vor Angst, denn ein Blick auf die Leute genügte, um ihr zu sagen, daß dieselben sämmtlich betrunken waren. Doch wichen sie scheu zur Seite, als Frida die Thüre öffnete, und blickten nach der Treppe, über welche soeben sporenklirrend der Rittmeister Kramusow heraufkam.

„Scheert Euch, Hundepack!" rief er den Leuten zu, ergriff ohne Weiteres Frida's Hand und führte sie in das Zimmer zurück. Sie folgte ihm im ersten Augenblick sprachlos vor Staunen.

„Ich nehme Sie in meinen Schutz, da das ganze Nest hier ausgeflogen ist, und ich bin gekommen, um Sie abzuholen; Sie brauchen keine Angst zu haben, ich habe sichere Bedeckung mitgebracht, meine Husaren warten im Hofe," sagte er lächelnd, seinen Schnurrbart streichend, „außerdem fürchtet sich auch die Bande hier vor mir — und das will ich ihr auch rathen. Also kommen Sie, sehen Sie mich nicht so versteinert an, wir sind ja immer

gute Freunde gewesen, und ich freue mich darüber, daß das Ende des Abenteuers ist, daß ich Sie in meinen Schutz nehmen kann."

Frida schüttelte den Kopf.

„Ich danke Ihnen, Herr Rittmeister, gegen mich waren Sie wohl immer freundlich, aber — ich habe das Vertrauen zu Ihnen verloren."

„Oho! Also doch deutsche Sentimentalität, das hätte ich Ihnen nicht zugetraut."

„Ja, ich bin zum Bewußtsein gekommen, daß ich nicht hierher gehöre; nennen Sie es immerhin deutsche Sentimentalität."

„Pah, machen wir keine Redensarten, sondern lassen Sie uns klar und deutlich mit einander sprechen. Ich bin in diesem Hause beschimpft worden und ich habe diesen Schimpf gerächt. Ihre schönen Augen waren ja doch an dem ganzen Unheil schuld und haben mich zu so viel Tollheiten verlockt, daß Sie längst wissen müssen, daß ich Sie liebe, Frida."

„Sprechen Sie nicht weiter, Sergei Gregorowitsch, ich bitte Sie darum! Ich will nichts mehr hören, haben Sie Mitleid und machen Sie meine hilflose Lage hier nicht noch schlimmer!"

„Lieben Sie mich denn nicht?"

„Nein, nein —" Frida erschrak selbst vor der Heftigkeit, mit der sie dieses „Nein" ausgesprochen hatte, aber in diesem Augenblick konnte sie nicht anders. Alle phantastischen Träume, denen sie sich wohl manchmal hingegeben hatte, waren in nichts versunken, und fest und unumstöß-

lich stand nur dieses „Nein" in ihrem Herzen, sie mußte es aussprechen, wenn sie auch tausend Gefahren damit heraufbeschworen hätte.

Im nächsten Augenblick hatte der Rittmeister ohne ein weiteres Wort das Zimmer verlassen. Gleich darauf klang Pferdehufschlag vom Hofe herauf, und Frida sank in einen Sessel und brach in leidenschaftliche Thränen aus.

Nicht als ob ihr „Nein" sie gereut hätte, aber ihre Natur gab endlich den furchtbaren Erregungen der letzten Tage nach und suchte Trost und Erleichterung in diesen lange zurückgedrängten Thränen.

Die Leute im Schlosse verhielten sich an diesem Tage verhältnißmäßig still. Sie fürchteten wohl die Wiederkehr der Husaren. Aber als die Nacht und die Hälfte des nächsten Tages vergangen war, ohne daß dieselben erschienen, da ging der Lärm im Erdgeschoß wieder an. Mit wachsender Unruhe hörte Frida, wie derselbe von Stunde zu Stunde zunahm. Am Nachmittag kam der Diener, gefolgt von einigen Burschen und Mägden, herauf in ihr Zimmer und verlangte ein Trinkgeld von ihr.

„Die Paninka hat gewiß Geld, und wenn sie keines hat, hat sie ein schönes goldenes Kreuz, für das Unsereiner ein paar Rubel bekommen könnte."

„Ja, das Kreuz, das Kreuz," rief einer der Burschen, der besonders erhitzt aussah und von einer förmlichen Branntweinwolke umschwebt wurde, „das schenkt sie uns!"

„Ja, ja," schrien nun auch die Anderen, „die gnädige Frau ist fort und kommt nicht zurück, die Herren bleiben

auch wer weiß wie lange weg, da muß uns die Paninka etwas schenken!"

Dabei drängten sie sich immer dichter um Frida und streckten ihr die Hände entgegen, sie wußte selbst nicht mehr, ob bittend oder drohend.

„Hol's der Fuchs, was gibt es hier?" rief da eine laute Stimme von der Thüre her, den allgemeinen Lärm übertönend.

Sie klang ziemlich rauh, diese Stimme, aber Frida war es, als habe ein Engel gesprochen, und sie stürzte dem grauköpfigen Alten, der da plötzlich vor ihr auftauchte, mit einem lauten Freudenschrei entgegen.

„Onkel, Onkel, Gott sei Dank!"

„Na, ich scheine ja gerade zu rechter Zeit zu kommen," rief der alte Herr und hinter seinem breiten Rücken, den er für seine fünfundsechzig Jahre noch merkwürdig gerade und straff trug, tauchte noch eine zweite fremde Erscheinung auf, welche auf die Dienerschaft wohl so imponirend wirken mochte, daß diese es vorzog, sich zu zerstreuen und den neuen Ankömmlingen das Feld zu räumen. „Das sind ja schöne Geschichten hier!" rief der alte Oberförster und hielt sein Nichtchen im Arm, das vorläufig noch nicht sprechen konnte, sondern den braunen Kopf nur fest an die Schulter des Onkels gedrückt hielt. Daran war aber nicht nur die Freude und Rührung über das Wiedersehen mit dem Onkel schuld, sondern ein Blick, den Frida über seine Schulter geworfen, und bei welchem sie den Begleiter desselben erkannt hatte. Ihr Herz klopfte dabei zum Zerspringen.

„Onkel, Onkel, wie soll ich Dir danken!" brachte sie endlich hervor.

„Ich wäre auch ohne Deinen Brief gekommen," sagte der alte Herr, „wir ängstigten uns zu sehr um Dich, weil wir seit zwei Monaten keine Nachricht hatten —"

„Und ich habe jede Woche geschrieben, aber von Euch keinen Brief seit Weihnachten erhalten."

„Also alle Briefe verloren oder unterschlagen — schöne Wirthschaft das! Und in den Zeitungen wimmelte es auch von beunruhigenden Nachrichten aus Polen. Da sagte ich zum Collegen Wegwart: ‚Wenn dort der Teufel los geht, da wollen wir uns doch vorher das Mädel, die Frida, holen' — aber Du hast den Collegen ja noch gar nicht begrüßt. Da sehen Sie, lieber College, gesund und frisch ist sie ja noch, Gott sei Dank!"

Frida reichte dem Oberförster stumm die Hand, und er drückte dieselbe ebenfalls stumm, nur wurden Beide dabei so roth, daß der Onkel seine Freude über ihr „blühendes Aussehen" hatte.

„Ja, vor fünfzehn Jahren, da hätte ich so eine Reise in die Polackei noch allein ausgefochten," sagte er, „aber jetzt habe ich mir doch lieber einen jungen Reservemann mitgenommen zu der Expedition. Weiß auch nicht, ob er zu Hause geblieben wäre."

„Ich hätte es nicht verantworten können, Sie in der jetzigen Jahreszeit die weite Reise allein machen zu lassen," meinte Herr Friedrich Wegwart. „Nicht wahr, Fräulein Frida, das wäre doch unverzeihlich gewesen?"

„O, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von Herzen, daß auch Sie gekommen sind!" rief Frida.

„Ja, da er glücklicher Weise noch mit keiner Apothekerstochter verlobt ist, konnte er es wohl.“

„Aber Onkel!“

„Fräulein Frida, zürnen Sie mir, wenn ich Ihnen gleich in der ersten Stunde des Wiedersehens beichte, daß ich Ihre Briefe gelesen habe?“

„Aber Onkel!“

„Na ja, jetzt werde ich wohl eine Strafrede bekommen, aber trotzdem habe ich keine Reue darüber. Nun erzähle aber einmal, Du Blitzmädel, was Du Alles erlebt hast, seit wir keine Briefe von Dir bekamen.“

„Ach, dazu ist noch Zeit, Onkel, sage Du mir nur jetzt, wie es zu Hause geht. Erzähle mir von Allen und Alles. Gott, wie behaglich und warm kommt mir jetzt das Leben in unserem Heimathsstädtchen vor!“

Und während Frida zu packen begann, erzählte der Onkel, und Herr Friedrich Wegwart machte seine Bemerkungen dazu. Jedesmal, wenn er sprach, begegneten sich seine und Frida's Augen und schienen sich noch Allerlei zu sagen, was die Lippen noch nicht recht aussprechen konnten.

Frida war heimgekehrt. Sie war sanfter und nachsichtiger für ihre Umgebung geworden, und wenn sie von ihrer Polenfahrt erzählte, so lag auf ihrem Gesicht ein stilles Lächeln, als ob sie das Beste davon noch für sich behielte.

Einige Wochen nach ihrer Rückkehr wußte man es aber doch. Es stand in den Zeitungen und es war die Freude

des Onkels und der Aerger der Frau Apothekerin: Frida hatte sich mit dem Oberförster Wegwart verlobt.

Im Oktober desselben Jahres saß Frau Frida auf ihrem Lieblingsplatz unter der alten Eiche in der Nähe der Oberförsterei. Sie hatte soeben die Postsachen in Empfang genommen und war vertieft in die Lektüre einer Zeitung, die einen langen Artikel aus Polen gebracht hatte. Das Blatt entsank ihrer Hand, träumerisch blickte sie in die Blätter der Eiche hinauf und dann über die Waldwiese dahin.

Da weckte sie Hundegebell aus ihrer Träumerei. Ueber die Lichtung kam ein brauner Jagdhund auf sie zugelaufen. Lächelnd streichelte sie seinen Kopf und ging dann mit schnellen Schritten denselben Weg, den der Hund gekommen war.

„Komm, Karo, jetzt gehen wir Deinem Herrn entgegen.“

Da trat der Oberförster Wegwart schon aus dem Walde hervor. Frida flog ihm entgegen und schmiegte sich in seine Arme.

„Ist Dir bange gewesen?“ fragte er, sich zu ihr neigend.

Sie blickte ihn lächelnd an.

„O nein, ich habe mich immer auf Dein Kommen gefreut, und dann habe ich in dem Buche gelesen, das Du mir gegeben hast. Habe schöne Namen in Deine Taschentücher gestickt und unser Wohnzimmer mit Waldblumen geschmückt. Es sieht reizend aus — Du weißt doch, heute vor einem Monat war unser Hochzeitstag.“

„Ob ich es weiß! Und gerade heute hatte ich so viel zu thun, daß ich erst jetzt zu meinem Frauchen heimkehren

konnte. Ich hatte schon Angst, daß Du Dich langweilen und am Ende gar Sehnsucht nach Polen bekommen könntest."

Er sah ihr mit einem schelmischen Lachen in die Augen.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte sie, „ich will zwar nicht dafür einstehen, daß ich, wenn ich in unserem Städtchen geblieben wäre, noch einmal romantische Sehnsuchtsanwandelungen bekommen hätte, aber seit Du mich in Deinen schönen Wald und an Deine Seite verpflanzt hast, bin ich davor sicher. Ach, Friedrich, schon damals, als wir zusammen aus Polen zurückkehrten, da wußte ich, daß es nur einen Platz auf der Welt für mich gab, wo ich glücklich sein würde — Dein Haus, an Deiner Hand."

„Und der schöne Sergei Gregorowitsch?"

Sie preßte ihre Hand auf seinen Mund.

„Sprich nicht von ihm, ich hätte ihn nicht im Laufe von acht Tagen vergessen, wenn ich ihn geliebt hätte. Weißt Du, wenn ich mir die Sache recht überlege, kommt es mir vor, als ob ich damals, als ich nach Polen ging, hauptsächlich Dir aus dem Wege gegangen wäre. Die Neckereien der Mädchen ärgerten mich zu sehr. Und das will ich Dir nur auch gestehen, daß ich mich eigentlich in irgend einen Anderen verlieben wollte —"

„Das ist ja ein schönes Geständniß —"

„Aber als ich Dich wiedersah, da wußte ich gleich, daß Keiner von all' den glänzenden Herren, die ich kennen gelernt hatte, sich mit Dir vergleichen ließ."

„Schmeichelkätzchen!"

„Nein, es ist Wahrheit, und heute zur Feier unseres

einmonatlichen Hochzeitstages will ich Dir auch gestehen, daß der Rittmeister Sergei Gregorowitsch um mich geworben hat und —"

„Und Du hast ihm einen Korb gegeben?"

„Hättest Du gewünscht, ich hätte es nicht gethan?"

— — — — — — — — — — — —

Auf der Rasenbank unter der alten Eiche saß das glückliche junge Paar. Der braune Jagdhund lag ihnen zu Füßen und über ihnen rauschte der Wald, den sie Beide so sehr liebten; durch die Zweige blitzten die Fenster der Oberförsterei im goldenen Licht der untergehenden Sonne.

„Heute vor einem Monat —" flüsterte Herr Friedrich. Und Frau Frida schmiegte sich lächelnd und erröthend an seine Brust.

Als sie dann Arm in Arm ihrem Hause zuschritten, sah er die Zeitung, die sie von der Rasenbank mitgenommen hatte.

„Gibt es etwas Neues in der Welt draußen?" fragte er.

„Ach ja," erwiederte Frida, „in Polen ist der Kriegszustand erklärt worden, die Revolution scheint doch noch zum Ausbruch zu kommen. Ich wollte Dir das ja gleich erzählen, als ich Dir entgegen ging, aber ich habe es über all' dem Anderen vergessen."

Eine Theaterprinzessin.

Ein Blatt aus dem Künstlerleben des vorigen Jahrhunderts.

Von

Roderich Trenkhorst.

(Nachdruck verboten.)

Gar Mancher aus unserem Leserkreise wird sich dieser oder jener Theatergröße erinnern, die das Publikum einst angestaunt und vergöttert hat, und die später, nachdem man sie vergessen hatte, spurlos verschwunden ist. Gestorben, verdorben! — Eines der interessantesten Beispiele eines solchen wechselvollen Künstlerlebens, das schließlich in bitterstem Elende auf der Straße endigte, bietet die Laufbahn der berühmten Franzesca Cuzzoni, jener dramatischen Sängerin, die der große Händel, trotzdem er sie bitter haßte, als die erste seiner Zeit bezeichnete und für die er die meisten seiner größeren Opern schrieb.

Franzesca Cuzzoni wurde um das Jahr 1700 in Parma geboren, wo ihre Eltern dem angesehenen und wohlhabenden Bürgerstande angehörten. Ueber ihre Jugendzeit ist wenig bekannt geworden; man weiß nur so viel, daß ihre Angehörigen frühzeitig auf ihr musikalisches Talent und ihre schöne Stimme aufmerksam geworden sind und ihre Ausbildung dem seiner Zeit sehr bekannten Musiklehrer Fran-

zesco Lanzi anvertrauten. Lanzi gab sich mit seiner hochbegabten Schülerin ganz besondere Mühe und hatte die Freude, daß Franzesca, als sie zum ersten Male öffentlich auftrat, alle ihre Nebenbuhlerinnen in Parma übertraf.

Sie entschied sich nun definitiv für die Theaterlaufbahn. Trotzdem die Natur sie in Bezug auf körperliche Reize sehr stiefmütterlich behandelt hatte, gelang es Franzesca Cuzzoni doch, überall das Publikum durch ihre herrliche Stimme in Feuer zu setzen, und es waren nur wenige Jahre seit ihrem ersten bescheidenen Auftreten in Parma verflossen, als sie schon allgemein für die erste Sängerin Italiens und damit Europa's galt. Denn wie damals die italienische Oper die tonangebende und herrschende an sämmtlichen Bühnen Europa's war, so galten auch italienische Musiker und Sänger als die besten.

Der Ruf des neuen Gestirns, das am musikalischen Himmel Italiens in so phänomenalem Glanze strahlte, drang daher bald über die Alpen, und Frankreichs und Englands große Kunstinstitute begannen einen Wettlauf, um Franzesca Cuzzoni zu gewinnen. Endlich gelang es dem technischen Direktor des Londoner Theaters, Heidegger, die Sängerin zu einem Kontrakte zu bestimmen, nach welchem dieselbe ausschließlich seinem Kunstinstitute anzugehören versprach und einen Jahrgehalt von 2000 Pfund, also 40,000 Mark empfing, eine Summe, die etwa nach dem heutigen Werthe des Geldes 100,000 Mark betragen würde.

Derjenige, der das Engagement mit besonderem Eifer betrieben hatte, war kein Geringerer, als der große Tondichter Händel selbst, der damals Dirigent des Theater-

Orchesters war, und man erwartete „die goldene Leier“, wie Franzesca Cuzzoni allgemein in Italien genannt wurde, mit größter Spannung. Man sandte der Sängerin sogar eines der bedeutendsten Mitglieder des Londoner Orchesters, den Orgelspieler Pietro Giuseppe Sandoni, einen Landsmann von ihr und einen nahen Freund Händel's, entgegen, um sie einzuholen. Unterwegs aber entspann sich zwischen diesem und der Cuzzoni ein Liebesverhältniß, und Beide heiratheten sich noch auf der Reise, so daß die Ankunft der Sängerin im Dezember 1722 den Londonern eine doppelte Ueberraschung brachte. Sandoni hatte dabei nicht so sehr seine Augen auf die Frau — denn sie besaß nach dem einstimmigen Urtheile der Londoner Tagesschriftsteller einen sehr häßlichen Körper — sondern auf ihr Geld geworfen, wurde aber sehr schwer getäuscht und für seine Habsucht bitter gestraft, denn nach einem Leben voll Unfrieden soll er, wie wenigstens Chrysander in seiner Biographie Händel's erzählt, von der eigenen Gattin ermordet worden sein. Doch das weiß man durchaus nicht sicher.

Am 12. Januar 1723 trat Franzesca Cuzzoni zum ersten Male vor dem Hofe als „Theophane“ in Händel's neuester Oper „Ottone“ auf und zwar mit einem so ungeheueren Erfolge, daß Wochen lang die vornehme Gesellschaft von nichts Anderem, als von der Theophane der Cuzzoni sprach. Zugleich gerieth die Sängerin aber auch schon bei dieser ihrer ersten Rolle mit Händel hart zusammen. Als nämlich der große Tondichter zur Einübung der ersten Arie zu ihr kam, weigerte sie sich kurzweg, dieselbe zu singen, weil ihr

für ihre erste Einführung vor einem fremden Publikum eine getragene Arie nothwendig schien. Das war nun eben nicht wunderbar in jener Zeit der Vergötterung der italienischen Primadonnen, der Komponist spielte damals eben nur die zweite Rolle. Händel aber, den der beleidigende Trotz der Sängerin in heftigen Zorn versetzte, ergriff die zarte Frau mit seinen riesenstarken Armen, indem er rief: „Daß Sie ein leibhaftiger Teufel sind, weiß ich bereits vom Hörensagen, aber Sie sollen erfahren, daß ich Beelzebub bin, der Oberste der Teufel!" und schwur, sie unfehlbar aus dem Fenster auf die Straße hinab zu werfen, wenn sie die Arie nicht singen würde. Diese Drohung versetzte die Sängerin in Todesangst, sie rief mit kreischender Stimme: „Ich will singen, ich will singen!" und alle Widersetzlichkeiten derselben hatten Händel gegenüber ferner ein Ende. Sandoni, der Gemahl der Sängerin, ließ sich durch diesen Auftritt in seinem guten Verhältnisse zu Händel nicht allein nicht stören, sondern beneidete ihn im Stillen sogar um diesen Sieg über seine liebenswürdige Gattin. Dem gewaltsamen Auftreten Händel's bei dieser Gelegenheit entspricht es vollständig, daß die Engländerinnen ihn nicht anders als den „großen Bären" nannten.

Franzesca Cuzzoni war also mit einem Schlage in der vornehmen Welt Londons die gefeiertste Künstlerin geworden; selbst im „Julius Cäsar" von Händel feierte sie als Kleopatra, trotzdem sie dieser Rolle weder an persönlichem Reize noch an dramatischer Lebendigkeit gewachsen war, Triumphe, wie sie in London keine frühere Sängerin davongetragen hatte; ihre Arien wurden in allen Salons gesungen, selbst

ihre Anzüge auf dem Theater wurden als „Cuzzoni-Anzüge“ maßgebend für die Mode, und eine ganze Reihe von Damen der höchsten Aristokratie war glücklich, sie ihre Freundin nennen zu können.

Aber diese Stellung einer unbestrittenen Herrscherin der Londoner Oper sollte für Franzesca nicht von langer Dauer sein; sie fand eine Rivalin, welche ihr gewachsen war. Es war dies die berühmte Faustina Bordoni, die schon im Jahre 1720 in Italien neben der Cuzzoni so berühmt gewesen war, daß man eine Denkmünze auf sie hatte schlagen lassen. Faustina trat mit ihrer Gegnerin zugleich am 5. Mai 1726 im „Alessandro“ von Händel auf, und die Aufführung theilte das musikalische London in zwei feindliche Lager. Jede der beiden Sängerinnen hatte ihre Vorzüge; Faustina war zwar beträchtlich älter, als Franzesca Cuzzoni, aber von einer bestrickenden Schönheit, besaß dramatische Lebhaftigkeit und eine stärkere Stimme; dagegen war die größere Schönheit der Stimme und eine vollendetere musikalische Ausbildung auf Seiten der Cuzzoni, für welche auch Händel, trotzdem er sie persönlich nicht leiden mochte, und der königliche Hof eintrat.

Zu welchen Unzuträglichkeiten diese Rivalität bald führte, können sich unsere Leser leicht denken; es ging so weit, daß die beiderseitigen Anhänger der Sängerinnen im Theater durch Schreien und Toben keine zum Gesange kommen ließen und das Theater endlich geschlossen werden mußte. Die Krone des Spektakels bildete der Abend des 6. Juli 1727, an welchem der „Astyanax“ aufgeführt werden

sollte. Wie das „London Journal“ vom 10. Juni mittheilt, begannen die beiderseitigen Parteigänger wechselsweise mit Klatschen und Zischen, dann ging man zu einer vollkommenen Katzenmusik über, und endlich steigerte sich das Toben so sehr, daß die dadurch noch mehr aufgebrachten beiden Sängerinnen in Gegenwart der Kronprinzessin Karoline wie Fischweiber auf einander los schlugen. Händel blickte resignirt wie Marius auf den Trümmern von Karthago auf das wüste Chaos um ihn, aber das Ende vom Liede war doch zugleich das Ende der Oper, der Saison und — der Cuzzoni.

Prügeln der Sänger auf offener Scene im Angesichte der Zuschauer war zwar damals in London nicht gerade etwas Ungewöhnliches; hatte doch der alte Lord Peterborough, ein Kriegsheld aus den spanischen Feldzügen, den Tenoristen Senesino, als er in der Rolle Julius Cäsar's auftrat, erst ein Jahr vorher mit seinem spanischen Rohr so derb gehauen, daß er Tage lang daheim das Bett hüten mußte; aber diese Rauferei zwischen zwei Damen, die mit königlichen Prinzessinnen und in den Häusern der höchsten Aristokratie verkehrten, ging denn doch auch den Engländern zu weit. Es wurde zwar noch einmal eine Aussöhnung zwischen den beiden Sängerinnen versucht, aber die Anhänger der Cuzzoni mußten sich selbst sagen, daß eine solche nicht von Dauer sein konnte. Franzesca Cuzzoni blieb noch einige Zeit in London, dann aber räumte sie der Gegnerin das Feld.

Einer der eifrigsten Bewunderer der Cuzzoni war der kaiserlich deutsche Gesandte am Londoner Hofe, Graf Kinsky,

der seinem Hofe einen besonderen Dienst damit zu leisten glaubte, wenn er die berühmte Sängerin zu einer Reise nach Wien bestimmte. Franzesca Cuzzoni ging bereitwillig auf das Anerbieten des Grafen ein, aber es zeugt von ihrer unbeschreiblichen Verschwendungssucht, daß sie trotz der riesigen Jahreseinnahmen, welche seit 1722 ihr zugeflossen waren, nicht im Stande war, die Reisekosten aus eigener Tasche zu bezahlen, sondern einen bedeutenden Vorschuß vom Grafen Kinsky fordern mußte. Gleich nach ihrer Ankunft in Wien sang sie vor den kaiserlichen Majestäten und zwar mit solchem Erfolg, daß man sogleich mit ihr in Unterhandlungen wegen eines Engagements trat. Man bot ihr 15,000 Gulden für das Jahr, aber Franzesca Cuzzoni schlug das Anerbieten aus, sie verlangte 24,000 Gulden! Das war den Wienern denn doch zu viel, und man ließ die übermüthige Sängerin ihres Weges ziehen.

Sie ging nun nach Holland, gerieth aber dort bald so tief in Schulden, daß ihre Gläubiger sie in Schuldarrest nehmen ließen und sie so lange festhielten, bis ihre Schulden bezahlt waren. Man führte sie an jedem Opernabende in's Theater und nach der Vorstellung wieder zurück in's Gefängniß, während ihre Gläubiger das Honorar für ihr Auftreten einstrichen. Dadurch wurde ihr der weitere Aufenthalt bei den Holländern gründlich verleidet, und sobald sie ihre Freiheit wieder erlangt hatte, eilte sie nach Paris zu neuen Triumphen. Franzesca hielt sich hier in Frankreich, wo es ihr sehr wohl gefiel, so lange auf, bis die Abnahme ihrer einst so unvergleichlich herrlichen Sopran-

stimme sie den Franzosen überdrüssig machte. Dann entschloß sie sich, ihr Glück noch einmal in dem Lande der goldenen Guineen zu suchen, aber es erwartete sie die bittere Enttäuschung, daß man auch in England, in der Erinnerung an ihre einstigen Kunstleistungen, sie jetzt nicht mehr hören wollte. Sie erhielt nirgends mehr ein Engagement und gerieth bald in so bittere Armuth, daß sie, die einst Paläste bewohnt und Herzöge und Lords zu ihren Füßen gesehen hatte, in einer der elendesten Vorstädte Londons ein dürftiges Dachkämmerchen bewohnen und Hunger leiden mußte.

Zwei Landsleute von ihr, die sich um diese Zeit am Londoner Hofe in politischer Mission aufhielten, hörten eines Tages durch Zufall von der bedauernswerthen Lage der Sängerin, die ihr Heimathland einst „die goldene Leier" genannt hatte, und faßten sogleich den Entschluß, sie aufzusuchen. Sie fanden Franzesca Cuzzoni von Hunger und Entbehrungen so geschwächt, daß sie ihren Gästen kaum entgegen gehen und sie begrüßen konnte. Die beiden Italiener wollten sie in ein Gasthaus mitnehmen oder Speisen holen lassen, aber sie wies das Anerbieten trotzig zurück: „Ich begreife in der That nicht," meinte sie, „wie man es wagen kann, mir vorzuschreiben, wann oder wie ich essen will!"

Von tiefem Mitleid bewegt, bot ihr einer der Gäste eine Guinee, damit sie, wo und wann sie wollte, essen könnte, und Franzesca rief sogleich eine zerlumpte Nachbarin herbei. Ihre Landsleute glaubten nicht anders, als daß sie Essen holen lassen wollte, aber sie täuschten sich,

denn die alte Sängerin gab ihrer Botin das Goldstück mit dem Auftrage, ihr eine Flasche echten Tokayer zu holen. „Aber daß Ihr mir zu keinem anderen Händler als Atkins geht," fügte sie hinzu, „nur er hat echten Tokayer und die Flasche kostet gerade ein Pfund. Laßt Euch übrigens von dem Weinhändler noch ein Brod dazu geben!"

Die Alte kam mit der Antwort wieder, der Weinhändler habe gesagt, er sei kein Bäcker, sie möge Brod holen, wo sie wolle. „Ja, ich habe aber kein Geld, um Bord zu kaufen!" klagte die Sängerin.

Der eine der beiden Italiener warf darauf noch einen Schilling auf den Tisch, für den alsbald Brod geholt wurde. Und nun denke man sich den Uebermuth und die Leichtfertigkeit der Cuzzoni! Sie brockte etwas Brod in eine Schüssel, goß den kostbaren Tokayer darüber und aß vor den Augen ihrer Landsleute mit einer wahren Gier diese eigenthümliche Suppe auf! Die beiden Italiener hatten an diesem Pröbchen genug, sie gingen kopfschüttelnd davon, um nicht wiederzukehren; sie sahen wohl ein, daß einer so verkommenen Person mit dem besten Willen nicht zu helfen war.

Nachdem die Signora in größtem Elende einige Jahre in London zugebracht hatte, erhielt sie durch einen großmüthigen Freund Gelegenheit, in ihre Heimath Italien zurückzukehren. Dort machte sie noch einmal den Versuch, im Theater aufzutreten, aber es geschah mit solchem Mißerfolge, daß sich kein Theaterdirektor von da an mehr auf ihre Anerbieten einließ. Wie eine Landstreicherin zog sie seitdem durch das Land, bis sie in Bologna schwer erkrankt

liegen bleiben mußte. Sie erholte sich jedoch wieder und ernährte sich von da an mit Knöpfemachen.

Trotz der schweren Entbehrungen, welche die einst so verwöhnte Frau ertragen mußte, erreichte sie doch das siebenzigste Lebensjahr. Eines Morgens im Jahre 1770 — es war Winter und für Italien bitter kalt — fand man „die goldene Leier Italiens" verhungert und erfroren todt auf der Straße liegen!

So endete eine der gefeiertsten Sängerinnen, die aber, wie so viele ihrer Colleginnen, im Glücke nicht Maß zu halten wußte, und deren Charakter nicht geeignet war, ihr wahre Freunde zu erwerben, so daß sie im Alter und Elend, von allen Denen verlassen, die ihr einst zugejauchzt hatten, den schmählichsten Tod auf offener Straße sterben mußte.

Ein Kampf mit den Mekong-Piraten.

Aus den Erlebnissen eines Opium-Monopolisten.

Von

F. Meister.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Protektorat, welches Frankreich über die hinterindischen Reiche Kambodja, Anam und Kochinchina ausübt, keinen anderen Zweck hat, als diese Staaten bei passender Gelegenheit gänzlich zu unterjochen und in ein französisches Indien zu verwandeln.

Eine ganze Reihe französischer Forscher hat in allerneuester Zeit von Kochinchina aus nach Anam, Kambodja und Siam systematische Expeditionen unternommen, die, neben dem wissenschaftlichen, offenbar auch ein politisches Interesse verfolgen, und die 1884 erfolgte Annexion Tonkins kann als der Grundstein bezeichnet werden, auf welchem das neue französisch-indische Reich auferbaut werden soll.

Die Ausübung des Protektorates über die genannten Länder aber ist bis zu diesem Zeitpunkt über die leere Phrase nur wenig hinaus gegangen. Man stationirte einen Offizier in der Hauptstadt des zu protegirenden Landes; derselbe zog daselbst die französische Flagge auf, benahm sich nach Kräften schroff und unhöflich gegen die einheimischen Würdenträger und, wo dies anging, auch gegen den Herrscher, und suchte auf diese Weise dem Uebergewicht der französischen Nation recht deutlichen Ausdruck zu geben. Als Unterstützung hatte er hiebei entweder ein Detachement afrikanischer Chasseurs, oder aber ein Kanonenboot.

Ein solcher Protektoratsoffizier war der Marinelieutenant Moura, der vor mehreren Jahren mit dem Kanonenboot „La Hache" in Phnompenh, der Hauptstadt von Kambodja, stationirt war. Die nachfolgende Erzählung des Opium-Monopolisten Ganier d'Abain, den ich in Saigon kennen lernte, gibt ein überraschendes Bild von den inneren Zuständen dieses französischen Schutzstaates, von der Hilflosigkeit seines Herrschers und von der Art, wie der Bevollmächtigte Frankreichs seines Amtes waltete.

Da durch die Engländer das Opium in Kambodja

eingeführt und der dortigen Bevölkerung zum Bedürfniß geworden ist, so hatte der König dem chinesischen Großkaufmanne Wangtai das Monopol des Opiumverkaufes für das ganze Land übertragen. Die Hauptniederlage befand sich in der Hauptstadt Phnompenh und stand unter der Verwaltung des oben genannten Franzosen Ganier d'Abain, dem der König den Titel „Mitop" (General) verliehen hatte, da es zu dem Privilegium der Opiumniederlage gehörte, ein ganzes Heer von Zollwächtern, Soldaten, sowie Waffen und Kriegs-Dschunken zu halten.

Und dies war durchaus nöthig, denn nur der König hatte das Recht, sich sein eigenes Opium zu beschaffen, aber wehe jedem Anderen, der im Besitze von Opium betroffen wurde, welches nicht aus der Niederlage stammte! Es erfolgte dann eine sofortige Beschlagnahme des Stoffes seitens der Letzteren, und man leitete den Prozeß ein, der zu einer umgehenden Verurtheilung des Defraudanten zur Erlegung des zehnfachen Werthes der beschlagnahmten Vorräthe führte, in welche Strafsumme sich zu je einem Drittel erstens der König, zweitens die Prinzen und die Mandarinen und drittens die Niederlage und der erste Beamte derselben theilten.

Die große Nähe der Grenze von Laos war für die zahlreichen Opiumschmuggler eine fortwährende Versuchung, da man im Nachbarlande für eine Opiumkugel hundert Dollars zahlte, und da die handliche Beschaffenheit der Waare geradezu zum Einschmuggeln derselben herausforderte. Aus diesem Grunde wurde die Grenze von den bewaffneten Mannschaften der Niederlage scharf

bewacht, und es fehlte nicht an gelegentlichen harten und blutigen Kämpfen mit den Eingeborenen sowohl, als auch mit den Flußpiraten des Mekong, des mächtigen an Phnompenh vorüberfließenden Stromes. Diese Letzteren waren die Ueberbleibsel der rebellischen Banden des Prinzen Phu Kambo, der drei Jahre lang einen erbitterten Krieg gegen seinen älteren Bruder Norodom, den gegenwärtigen König, geführt hatte, dann aber plötzlich gestorben war.

Um dergleichen Gefechte bestehen zu können, war die Streitmacht der Opiumniederlage auf fünftausend Mann, lauter Chinesen, festgesetzt worden, und sie bestand lediglich aus ausgesuchten und wohlgeübten Leuten. Ihr Befehlshaber war eine gewichtige Persönlichkeit im Reiche, da der König nur mit Mühe und nicht ohne längere Vorbereitungen eine gleiche Truppenzahl kriegsbereit zu machen vermochte.

Wangtai, der chinesische Handelsherr in Saigon, hatte eines Tages in seiner Opiumniederlage zu Phnompenh anfragen lassen, ob man ihm von dort aus eine Summe von 40,000 Dollars senden könne. Ganier d'Albain, der Generaldirektor der Niederlage, zog den chinesischen Kassirer zu Rathe, und es ergab sich, daß dies sehr wohl zu bewerkstelligen sei, obgleich auch zur selben Zeit die an den König zu zahlende Quartalsrente fällig wurde. Wangtai hatte nämlich für das Monopol des Opiumverkaufs in Kambodja an den König Norodom eine Jahresrente von 600,000 mexikanischen Dollars zu zahlen. Ich lasse im Folgenden den „Mitop" reden, wie er mir bei meinem Aufenthalte in Saigon die Geschichte erzählt hat:

„Das Geld war vorhanden, allein die Absendung er-

forderte eine Vorbereitung von drei bis vier Tagen. Das ganze Land war nämlich von falschem Gelde überschwemmt. Jeder Dollar, der in der Niederlage einlief, wurde sorgfältig geprüft, und trotzdem waren Falsifikate nicht gänzlich auszuschließen. Das Geld, welches in Kambodja und Kochinchina mit Vorliebe im Verkehr verwendet wurde, waren die eben erwähnten mexikanischen Dollars oder Piaster, und die Fälschung derselben, besonders von Chinesen betrieben, hatte sich zu einer speziellen und ausgedehnten Industrie entwickelt. Es ist daher ein allgemeiner Gebrauch in Geschäftshäusern, jedes Geldstück durch einen dazu angestellten chinesischen Probirer untersuchen zu lassen; der meine war besonders geschickt und zuverlässig, so daß das Baargeld, welches aus der Niederlage kam, des besten Rufes genoß. Ich hatte Stempel aus Kork schnitzen lassen, und so wurde vermittelst chinesischer Tusche jedem einzelnen Stück mein Zeichen aufgedrückt.

Der Probirer, ein Mann mit geübtem Ohr, griff mit der Rechten immer etwa zwanzig Dollarstücke auf und ließ dieselben dann, eins auf das andere, in die hohle Linke fallen; die Prozedur ging außerordentlich schnell vor sich, und dennoch wurde ein falsches Stück sofort am Klange erkannt und von dem Zähler, einem zweiten Manne, der das Geld in gleichmäßigen Rollen aufstellte, beiseite geworfen. Der Dritte war der Stempler, der mit der sprichwörtlichen Geduld des Chinesen seinen Kork auf das mit Tusche angefeuchtete Flanellkissen drückte und jedem Dollar seine Marke verlieh.

Das Geld wurde sodann in fünf eisenbeschlagene Kisten

verpackt, die ich verschloß und versiegelte. Am nächsten Morgen sollten sie an Bord des kleinen Dampfers transportirt werden, den Wangtai zu diesem Zweck von Saigon heraufzuschicken versprochen hatte.

Ich hatte soeben mein Petschaft auf den letzten Verschluß gedrückt, als einer von meinen Kleinhändlern athemlos herbeigelaufen kam, um mir mitzutheilen, daß er soeben in einer Opiumtaverne das Gespräch zweier Raucher belauscht und dadurch erfahren habe, daß in der kommenden Nacht die Niederlage überfallen und beraubt werden solle. Das fortwährende Geldgeklirr der letzten Tage hatte den Spionen der Flußpiraten, die sich in großer Anzahl allenthalben in der Stadt aufhielten, zu erkennen gegeben, daß gegenwärtig bedeutende Summen in den Schränken und Kisten der Niederlage vorhanden wären, und da man schon längst einen Einbruch in die Monopolgebäude geplant habe, so wollte man die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen.

Das war eine unangenehme Ueberraschung; ich kannte die Piraten genau und wußte, daß es nirgends ein verwegeneres und mordlustigeres Gesindel geben konnte. Ich traf daher sofort die nöthigen Vorbereitungen. Der Händler, welcher Anspruch auf eine große Belohnung hatte, wenn seine Nachricht sich bestätigte, wurde mit dem Auftrage zurückgeschickt, Näheres auszukundschaften und alles Wichtige unverzüglich zu melden.

Es war jetzt vier Uhr Nachmittags. Ich sendete noch fünfzehn weitere Kundschafter aus, ließ sodann das gesammte Personal der Niederlage zusammentreten, im Ganzen

gegen zweihundert Mann, und gab den Leuten das Losungswort. Hierauf wurde das Arsenal geöffnet, die Munition aus ihren Blechkästen genommen und der Waffenvorrath vertheilt. Die drei chinesischen Oberbeamten, dieselben, welche das Zählgeschäft besorgt hatten, riethen mir dringend, den großen Kriegs-Gong schlagen zu lassen und dadurch die gesammte Chinesenbevölkerung von Phnompenh zur Hilfe herbeizurufen. Diesem Ansinnen aber widersetzte ich mich energisch; ich durfte die Niederlage nicht von einer so großen Zahl mir gänzlich unbekannter Leute überschwemmen lassen, da sich dabei sicherlich eine Menge Flußpiraten mit einschleichen würde, wodurch unser Schicksal von vornherein besiegelt gewesen wäre. Die drei alten Herren wußten sich vor Furcht kaum zu lassen, ich sendete sie daher an Bord der drei Fahrzeuge, die im Flusse verankert lagen und auf welchen auch die vorhandenen Opiumvorräthe, die Werthgegenstände und alles feuergefährliche Material in Sicherheit gebracht wurden.

Das Hauptgebäude der Niederlage lag ungefähr zwei Kilometer von dem königlichen Palaste und ebenso weit von dem französischen Protektorate entfernt; es war ein mächtiger, viereckiger, ganz neu, und zur Hälfte aus rothem Kalkstein und zur Hälfte aus Ziegeln aufgeführter Bau von immenser Mauerstärke. Derselbe hatte zwei Eingänge; der eine, nach dem Flusse gelegen, war fünfzehn Fuß hoch und zehn Fuß weit, der andere, nach der Landstraße zu, zwölf Fuß hoch und sechs Fuß breit. Die Thürflügel beider bestanden aus vierzölligen Teakholzplanken, die auf der Innenseite mit starken Eisenplatten überzogen, von

außen aber mit breiten Nagelköpfen bedeckt waren, so daß sie wie Gefängnißthore aussahen. Sie waren unten mit eisernen Rollen versehen, die beim Oeffnen und Schließen auf viertelkreisförmigen Schienen liefen. Ein starker, bronzener Haken befestigte von innen die geschlossenen Thüren so wirksam, daß eine ganz außergewöhnliche Gewalt nöthig gewesen wäre, sie von außen zu erbrechen. Der innere Raum des Gebäudes war ungetheilt und empfing sein Licht durch vier enge, stark vergitterte Fenster, deren Läden ebenfalls mit Eisen bekleidet waren.

Die Nachrichten, welche die zurückkehrenden Kundschafter brachten, ließen keinem Zweifel mehr Raum, und ich muß gestehen, daß mich dies mit einer gewissen Befriedigung erfüllte. Ich wußte, daß unsere Niederlage von Anfang an die brennendste Raubgier der Piraten erweckt hatte, und ich hoffte, ihnen bei dieser Gelegenheit ein- für allemal die Lust auszutreiben. Meine Chinesen, ermuthigt durch meine zuversichtliche und energische Haltung, schwuren, sich meiner Führung blindlings zu unterwerfen, und ich wußte, daß ich mich auf die Leute verlassen konnte. Wir entfernten zunächst die mannshohen, bunt bemalten, zusammenlegbaren Holzwände, die das Innere, je nach Bedürfniß, in verschiedene Abtheilungen trennten, und schafften dieselben mit den übrigen Sachen an Bord der Boote. Die fünf Geldkisten aber behielt ich im Hause, da die Chinesen sonst eine Vertheidigung der Niederlage nicht für nöthig erachtet hätten. Ich ließ das Pflaster des Fußbodens aufnehmen und ein tiefes Loch graben; in dieses wurden die Kisten versenkt, das Loch wurde wieder aufgefüllt, das

Pflaster hergestellt und dann sorgfältig jede Spur verwischt.

Die Anzahl der Räuber war mir nicht bekannt, nach früher schon über dieselben eingezogenen Erkundigungen aber glaubte ich, ihre vereinten Schaaren auf ungefähr dreitausend Mann schätzen zu müssen. Es war zu erwarten, daß sich zu dem Angriff auf die Niederlage, die einem kleinen Fort glich, die Banden alle zusammenthun würden.

Nachdem die drei Oberbeamten und die bereits erwähnten Gegenstände auf die Boote gebracht worden waren, bemannte ich die Fahrzeuge und schickte sie flußaufwärts nach Chaudok, wo sie in Sicherheit waren. Wenngleich ich zu diesem Zweck fünfzig meiner Leute mitgeben mußte, so meinte ich dennoch, mit den mir bleibenden Hundertfünfzig den Banditen völlig gewachsen zu sein. Der König, dem ich noch einen eiligen Besuch machte, bot mir seine gesammte, aus etwa hundert Mann bestehende Armee zur Hilfe an; ich lehnte jedoch dankend ab und setzte ihn von meinem Vertheidigungsplan in Kenntniß. An Lieutenant Moura schickte ich einen Boten, da derselbe, als Repräsentant des französischen Protektorats und auf Grund des vom Gouverneur von Kochinchina bestätigten Vertrages, die Verpflichtung hatte, der Niederlage in solcher Bedrängniß Schutz und Beistand zu gewähren; darauf eilte ich nach Hause, um einige Nahrung zu mir zu nehmen, und dann begab ich mich, bewaffnet mit einem Karabiner, einigen Revolvern und einem Säbel, in die Niederlage zu meinen Leuten. Um neun Uhr Abends ließ ich, wie ge-

wöhnlich, die Thore schließen und machte im Innern Alles zur Vertheidigung bereit.

Wir verfügten über acht kleine Pivotgeschütze, sogenannte Drehbassen; drei davon stellten wir hinter der Thüre auf, die sich gegen die Landstraße öffnete, die übrigen fünf wurden im Halbkreise hinter der anderen, größeren Pforte postirt. Jedes Geschütz hatte eine doppelte Kartätschenladung und war außerdem bis zur Mündung mit Sapeken — kleinen, durchlöcherten Zinkmünzen — vollgepfropft. Dann ließ ich an den inneren Thürgriffen Leinen befestigen, derart, daß auf mein Kommando die Flügel plötzlich aufgerissen und, nach Abfeuerung der Geschütze, auf ein zweites Signal ebenso schnell wieder geschlossen werden konnten. Schienen und Rollen waren zu diesem Zweck tüchtig eingefettet worden. Die Mannschaften, welche mit der Bedienung der Geschütze und der Thüren nichts zu thun hatten, erhielten Lanzen, Säbel und andere Waffen.

Nachdem alle Vorbereitungen beendet waren, vertheilte ich einige Rationen „Samschum" — ein chinesisches Getränk, welches dem Rum sehr ähnlich ist — an die Leute, und dann legten wir uns, jeder an seinem Posten, still nieder, in Erwartung der bevorstehenden Ereignisse.

Es mochte ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruch sein, als mit lauten Schlägen an die kleinere Thüre gepocht wurde. Auf meine Anweisung wurde mit schläfriger Stimme gefragt:

„Was wollt Ihr so früh? Hier schläft noch Alles."

„Wir wollten drei Kugeln Opium kaufen," antwortete der Klopfer.

„Scheert Euch Eure Wege und kommt am Morgen, zur rechten Zeit!“

Es brannten nur zwei kleine Laternen in dem weiten Raum. Der Klopfer schien einige Minuten lang an der Thüre zu lauschen, dann sagte er: „Gut, ich komme wieder.“

Wir waren Alle überzeugt, daß man uns nur zum Oeffnen der Thüre hatte verleiten wollen, und daß wir im Nu das Haus voll von Piraten gehabt hätten, wenn wir dem Ansinnen gefolgt wären. Eine halbe Stunde später war die Mehrzahl meiner Leute, die bisher das laute Schnarchen von Schläfern trefflich nachgeahmt hatten, wirklich in festen Schlummer gesunken und schon meinte ich, daß der Angriff auf eine andere Zeit verschoben worden sei; plötzlich aber wurde mit einem eisernen Instrument heftig gegen die Pforte geschlagen und eine laute Stimme schrie: „Aufgemacht! Es ist fünf Uhr, gebt mir mein Opium!“

„Geh' zum Teufel, Du kommst zu früh!“ lautete die mürrische Entgegnung.

Im nächsten Augenblick aber erhob sich draußen ein fürchterliches, gellendes Geschrei und beide Thüren wurden mit solcher Gewalt angerannt, daß nur ihre ganz außergewöhnliche Stärke ihren Zusammenbruch verhinderte. Ein unbeschreiblicher Tumult umtobte das Gebäude; ich warf einen schnellen Blick auf meine Getreuen, und als ich Jeden auf seinem Posten, die Artilleristen mit brennenden Lunten bei ihren Geschützen sah, gab ich das schrille Pfeifensignal. In demselben Moment flogen beide

Thüren auf und der Kartätschenhagel aus den acht Geschützen fuhr in die dicht gedrängt heranstürmenden Schaaren. Ein zweiter Pfiff und die von einem Dutzend der Stärksten gehandhabten Thorflügel schlossen sich krachend, die davor liegenden Gestürzten mit hinausschiebend. Die dicht vor den Geschützen Gefallenen wurden auf die Seite geschafft und die Stücke frisch geladen. Das ganze Manöver kostete weniger Zeit, als die Beschreibung desselben.

Draußen war das Getümmel und das Geheul für's Erste verstummt; durch die geöffneten Thüren aber hatte ich einen von Feuersbrünsten gerötheten Himmel wahrgenommen und daraus ersehen, daß die Piraten einen Theil der Stadt in Brand gesteckt haben mußten, um die Aufmerksamkeit der Bewohner abzulenken und um in der allgemeinen Verwirrung die Niederlage ungestört überwältigen zu können. Nach wenigen Minuten wurden die Thüren von Neuem mit größter Heftigkeit berannt, so daß ich in jedem Augenblick fürchtete, dieselben stürzen zu sehen. Ich pfiff, und die Geschütze sprühten wiederum Tod und Verderben. Dreimal öffneten sich so die Pforten und dreimal schlossen sie sich wieder hinter den mörderischen Salven. Das Geschrei der Piraten und die Todesverachtung, mit der sie dem Kartätschenhagel unmittelbar entgegenstürzten, verfehlten nicht, großen Eindruck auf meine Leute zu machen. Bei der vierten Salve konnten wir nicht verhindern, daß zehn oder zwölf der Angreifer wie Dämonen zu uns hereinsprangen. Die Chinesen, erregt durch den Pulverdampf und das Geheul der Piraten, begannen nun ebenfalls zu heulen und zu kreischen, so daß eine Zeit verging, ehe ich

in dem Getöse meinem Kommando, die Thüre zu schließen, Gehör verschaffen konnte.

Der Raum, von Anfang an nur spärlich erleuchtet, wurde durch den dichten Pulverdampf fast ganz finster. Es hatte sich ein wildes Gefecht mit den Eingedrungenen entwickelt, Flinten- und Pistolenschüsse knallten allenthalben und Alles schrie und heulte durch einander. Dazu berannte man von außen unablässig die Thüren, und auch die Fensterläden wurden einzuschlagen versucht.

Es war mir unmöglich, über fünf Schritt hinaus etwas zu erkennen, und meine Stimme verschwand in dem unbeschreiblichen Getümmel.

Die Lage wurde kritisch; da kam mir eine glückliche Idee: ich erwischte den nächsten Chinesen und hieß ihn mit aller Macht einen der vorhandenen Tamtams schlagen. Der dröhnende Klang, dem chinesischen Ohr so vertraut, bewirkte, was weder meiner Stimme, noch meiner Pfeife möglich geworden war. Die Leute kamen zur Besinnung, ließen vom Kampfe ab und schaarten sich um mich, und jetzt rückte ich in Ordnung gegen die noch lebenden Piraten vor, die sich, ein Häuflein bildend, in eine Ecke gedrückt hatten. Die Kerle schäumten in bestialischer Wuth und ihre Augen funkelten wie die in die Enge getriebener Katzen. Ich streckte einen derselben durch einen Schuß zu Boden, erhielt aber im nächsten Moment einen wuchtigen Hieb, der mir den linken Arm lähmte, so daß mir der Revolver entsank; wüthend durchbohrte ich den Angreifer mit meinem Degen, und die drei oder vier anderen wurden von meinen Chinesen schleunig abgethan.

Jetzt schaffte ich ein wenig Ordnung auf der Wahlstatt, und die Leute waren gerade beschäftigt, die Verwundeten und Todten auf die Seite zu bringen, als wir plötzlich draußen die hochwillkommene Donnerstimme einer kambodjanischen Batterie vernahmen, die, wie ich später erfuhr, zweihundert Meter oberhalb der Niederlage Aufstellung genommen hatte und von dort aus die Landstraße bestrich. Sie faßte die Piraten in die Flanke und verbreitete Schrecken und Tod in ihren bereits dezimirten Reihen. Noch einmal machten sie einen vergeblichen Ansturm gegen die Thüre und dann wurde es auf dieser Seite still.

Der Angriff von der Flußseite her war weniger heftig, aber nachhaltiger gewesen. Dort lagen die Piraten mit drei großen Fahrzeugen und unterhielten aus einer Unzahl von Gewehren und aus drei kleinen Pivotgeschützen ein fortwährendes Feuer auf das Gebäude, welches die Thürflügel bereits stellenweis durchlöchert hatte. Schon fingen die Vertheidiger des großen Thores an muthlos zu werden, da ließ ich die drei Geschütze und die Mannschaften der anderen Seite zu ihrem Beistande kommen.

Ich verfügte noch über etwa fünfzig unverwundete Kämpfer. Mein eigener linker Arm hing gelähmt am Leibe herab. Noch einmal wurde eine Ration Samschum vertheilt und dann ertönte mein Pfeifensignal. Die Thorflügel konnten nur noch mühsam geöffnet werden, dann aber erhielten die Piraten eine Salve, die mörderischer war, als alle vorhergehenden. Die Kartätschen und die Sapeken waren gänzlich verbraucht, ich hatte daher die

acht Geschütze mit sämmtlichen falschen Dollars laden lassen, die im Laufe der Zeit gesammelt und in Körben beiseite gestellt worden waren. Die Angreifer stürzten in ganzen Haufen zu Boden.

Jetzt aber war unsere Munition zu Ende. Die Thorflügel, die sich kaum noch bewegen ließen, wurden so weit als möglich zugeschoben, aus den Geschützen erbauten wir in der Eile eine Barrikade, und über diese hinweg begann jetzt das Handgefecht, für uns der letzte Verzweiflungskampf.

In dieser höchsten Noth kamen uns von Neuem die Leute des Königs zu Hilfe. Sie hatten die vor dem Palast liegende Bootsflottille bemannt und den großen europäischen Dampfer bis zur Flußbiegung oberhalb der Niederlage geschleppt. Der Dampfer führte einen langen Vierundzwanzigpfünder im Buge und dieser begann jetzt sein Feuer gegen die Schaaren der Piraten und ihre Boote. Nach einem halben Dutzend Schüssen war Alles in wilder Flucht, und meinen Chinesen fielen noch sechzehn Piraten, die nicht mehr an Bord der Fahrzeuge gelangen konnten, als Gefangene in die Hände.

Die Dschunken machten sich flußabwärts davon, und als sie das daselbst stationirte französische Kanonenboot „La Hache" passirten, erhielten sie von demselben noch einige Salven, die unter den Flüchtlingen an Bord, sowie auch in dem Tau- und Segelwerk erhebliche Verwüstungen anrichteten. Trotzdem aber waren sie auf dem breiten Spiegel des Mekong bald am Horizonte verschwunden. Dies war übrigens der einzige Beistand, den mir der

Lieutenant Moura in jener schrecklichen Nacht gewährt hat.

Es dauerte nun nicht mehr lange, da war es vollständig Tag, und die gluthroth im Osten aufgehende Sonne beleuchtete ein Schlachtfeld, wie es blutiger und schrecklicher nicht gedacht werden kann. Ganz in aller Frühe erschien der König auf dem Schauplatze, gefolgt von allen Großwürdenträgern, darunter auch der Premier-Minister oder „Kraon". Die Zahl der todt oder verwundet um die Niederlage her liegenden Piraten war sechshundertsiebenundvierzig; der König befahl, dieselben allesammt in den Fluß zu werfen, was auch, trotz meiner Einwendung in Bezug auf die Verwundeten, mit großer Schnelligkeit und Präcision ausgeführt wurde. Während man noch damit beschäftigt war, langte die Jolle des Kanonenboots an, und Tanguy, der Bootsmann der „La Hache", stieg mit zehn Matrosen an's Land und verlangte von mir die Auslieferung der Gefangenen. Ich wies ihn an den König, der aber gab ihm den Bescheid, daß, da Monsieur Moura dem Gefechte gänzlich fern geblieben sei, derselbe auch kein Recht habe, die Gefangenen zu beanspruchen, „es sei denn, daß er persönlich darum nachsuche," fügte Seine Majestät hinzu.

Dann aber fällte er, nach Landessitte, umgeben von allen Ministern, ohne Weiteres das Urtheil, und Lieutenant Moura, der eine halbe Stunde später eintraf, hatte gerade noch Gelegenheit, den sechzehnten und letzten der Banditen enthaupten zu sehen. Die Köpfe wurden sogleich auf lange Bambuspfähle gesteckt und vor der Niederlage auf-

gepflanzt, je acht vor jeder Front. Ich protestirte zwar gegen diesen Schmuck, mußte mich aber dem Gebrauche fügen.

Ob diese grausigen Warnungszeichen die Flußpiraten wirklich abgeschreckt haben, vermag ich nicht zu sagen, Thatsache aber ist, daß nie wieder ein Ueberfall der Niederlage versucht worden ist.

Der König verabschiedete sich von mir mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit, empfahl mir dringend, mich auszuruhen, und schickte dann sogleich zwei von seinen Aerzten, die nach meinem gelähmten Arme sahen und denselben für nicht gebrochen erklärten.

Gegen zwei Uhr Nachmittags kehrten die drei chinesischen Oberbeamten mit den Booten zurück und gingen nun mit ihren unverwundet gebliebenen Landsleuten sogleich daran, vor dem Buddha in ihrer unweit der Monopolgebäude belegenen Pagode eine religiöse Dankesfeier abzuhalten. Einige Stunden nach ihrer Ankunft sah ich sie an meiner Wohnung vorüberziehen: voran schritten die drei alten Herren, in lange, gelbe Seidengewänder gekleidet, mit niederen, kegelförmigen Hüten, auf denen sie die metallenen Knöpfe ihres Doktorgrades und eine kleine rothe Troddel trugen. Hinter ihnen wurden zwei Tamtams getragen, der eine von so enormer Größe, daß vier Mann an ihm schleppten; ein Fünfter entlockte demselben tiefdröhnende Donnertöne, indem er ihn unablässig mit einem mit Werg umwickelten Klöppel schlug. Der kleinere Tamtam gab einen viel helleren Klang; das Unisono der beiden galt als Siegeshymnus, schlägt man den großen

allein, so ist das der Kriegsruf. Vor meinem Hause entzündete jeder der Chefs drei Räucherstäbchen und pflanzte dieselben zur Seite der Thüre in den Sand, um den Segen Buddha's über das Haus herabzurufen; dann verneigten sie sich tief vor mir, die anderen Chinesen setzten das übliche knatternde Feuerwerk in Brand und dann begab sich der Zug nach der Pagode.

Im Laufe des Nachmittags kam der kleine Dampfer aus Saigon an; er nahm die fünf Geldkisten an Bord, außerdem noch meine sämmtlichen Verwundeten und einen der drei Oberbeamten, der die Leute Wangtai's Fürsorge zu empfehlen und demselben auch einen von mir aufgesetzten Bericht einzuhändigen hatte.

Das Heirathen in früherer Zeit.

Ein Beitrag zur deutschen Sittengeschichte.

Von

Ernst Jederfall.

Das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander, welches in der bekannten, an Jeden einmal dringend herantretenden Frage vom Heirathen oder Nichtheirathen gipfelt, hat von jeher den fesselndsten Gegenstand für die Untersuchungen der Kulturhistoriker gebildet. Und das mit vollstem Recht. Denn diese Beziehungen sind nicht nur

die wichtigste Angelegenheit des Menschengeschlechtes, da von ihnen das Wohl und Wehe, ja das ganze Sein und Wesen der künftigen Generation abhängt, sondern auch für den Anthropologen und Kulturhistoriker deshalb besonders interessant, da der moralische und kulturelle Zustand eines Volkes sich nirgends schärfer ausspricht, als in der Art und Weise, wie diese innigen Beziehungen zwischen Mann und Weib gepflegt und geordnet werden.

Wie bekannt galt im Alterthum das Weib im Allgemeinen als etwas Untergeordnetes, und man war weit davon entfernt, sie als ebenbürtige Genossin des Mannes zu betrachten. Das Weib zu dieser Stellung erhoben zu haben, ist ein Verdienst der germanischen Völker, bei denen dasselbe von jeher in hoher Achtung stand.

Diese Achtung des Weibes stand mit der bei den Germanen so hochgehaltenen Sittenreinheit und Keuschheit im innigsten Zusammenhang; diese Keuschheit und strenge Züchtigkeit ging so weit, daß noch in historischer Zeit in Skandinavien, wo sich alte germanische Sitte am längsten erhielt, Derjenige mit „Friedlosigkeit", mit dem Tode also, bedroht wurde, der sich unterstand ein Liebeslied auf ein Mädchen zu verfassen.

Die Verletzung des weiblichen Schamgefühls galt als eines der schwersten Verbrechen, und die Heilighaltung des Ehebündnisses wurde unbedingt gefordert. Die Frau war so sehr Genossin des Mannes, die vollständige Güter- und Lebensgemeinschaft der Ehegatten und die eheliche Treue ging in ältester Zeit so weit, daß die Wittwe, wie zuweilen heute noch bei den Indern, dem Gatten in den Tod

und in's Grab folgte, was ihr zum höchsten Ruhme, das Gegentheil zu tiefer Schmach gereichte. Und diese entsetzliche Sitte des Mitbestattens der Wittwen pflanzte sich bei den Herulern — wie der Byzantiner Prokopius erzählt — sogar bis in's 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung fort.

Bei aller Hochhaltung der Frau als solcher bei den Germanen war indessen die rechtliche Lage derselben eine ganz untergeordnete. Denn gerade wegen ihrer Schutzbedürfligkeit galt sie in allen Beziehungen zum Gemeinwesen als nicht leistungsfähig, und, weil sie nicht wehrfähig war, auch nicht für rechtsfähig, d. h. sie war ewig vormundschaftsbedürftig. In einer Zeit, wo rauhe Kraft und blutige Reckenthat sich allein Geltung verschaffte und als Höchstes galt, mußte die rechtliche Stellung der Frau naturgemäß eine untergeordnete, und sie selbst durchaus auf die engere Häuslichkeit angewiesen sein. Diese hatte sie kraft eigenen Rechtes zu besorgen, wie sie denn als Zeichen dessen die Schlüssel führte und mit solchen schon bei der Trauungsfeierlichkeit geschmückt erschien.

Als selbstständig galt nur, wer bei den Volksversammlungen der Gemeinden, welche alle Staats- und Gemeinde-Interessen zu wahren hatten, Sitz und Stimme hatte, und das waren nur die freien, wehrfähigen, mit Grundbesitz angesessenen Männer, die zugleich das Heer bildeten. Jede unselbstständige Person dagegen mußte im Schutze eines Anderen stehen, und diese untergeordnete Abhängigkeit, dieses Schutz-, Vertretungs- oder Vormundschaftsverhältniß hieß mundium — von munt, welches altdeutsche Wort die Hand bezeichnet, als Symbol des Schutzes.

Was insbesondere das hier in Frage kommende mundium über die Frauen anbetraf, so galt der Grundsatz, daß sie nie ohne einen Beschützer bleiben konnten, und deshalb bestand die Vormundschaft über dieselben bis an ihr Lebensende. Der nächste und natürliche „Mundwald“ oder Vormund war der Vater. Ihm stand vor Allem das Recht zu, nach seiner Wahl seine Tochter einem Manne zu geben, indem er das mundium dem Gatten übertrug; und nach alemannischem, bayrischem und fränkischem Rechte, welches bis tief in's Mittelalter Geltung behielt, hatte der Vormund sogar die Befugniß, eine Ehe nach Belieben wieder aufzulösen, wenn er nicht in dieselbe gewilligt und die Vormundschaft nicht ausdrücklich übertragen hatte. Vielerorts verlor in solchem Falle die Frau ihr ganzes Vermögen, sowie ihre Erbansprüche an dasjenige ihrer Verwandten, ja, nach isländischem Recht wurde der Bräutigam, der sich der Braut ohne Einwilligung des Vormundes verlobt hatte, auf Antrag des Letzteren sogar verbannt.

Bewarb sich ein Mann um die Hand eines Mädchens, so mußte er die Verlobung durch seinen Fürsprecher mit dem Vormund besprechen lassen, und da galt die Vermögensfrage als der wichtigste und ausschlaggebende Theil der Unterhandlung. Jeder Eheschließung ging ein Vertrag zwischen dem Mundwald und dem Bräutigam voraus, durch welchen ein von diesem an den Ersteren zu bezahlender Preis verabredet und von den Verwandten des Bräutigams verbürgt wurde, welcher „Mundschatz“ in ältester Zeit in einem aufgezäumten Rosse, einem Schilde nebst Speer und Schwert bestand. Wenn nun auch die

Darbringung dieses Mundschatzes seitens des Bräutigams an die Verwandten der Braut, der sogenannte „Brautkauf“ schon früh eine symbolische Bedeutung annahm, insofern derselbe die Loslösung der Braut aus der angeborenen Mundschaft des väterlichen Hauses und ihren Uebertritt in diejenige des Gatten versinnbildlichte, so kann doch, wie zahlreiche, unanfechtbare Gesetzaussprüche beweisen, kein Zweifel darüber aufkommen, daß ursprünglich ein faktisches Erkaufen der Braut vorlag. Der Bewerber kaufte das Mädchen durch Zahlung eines Mundschatzes, wodurch er die Vormundschaft und die ehelichen Rechte über dasselbe erwarb. Noch im 15. Jahrhundert war der Ausdruck „ein Weib kaufen“ gang und gäbe und ganz gleichbedeutend mit „heirathen“, wie denn z. B. in der Chronik der Stadt Limburg an der Lahn ihr Verfasser, der Stadtschreiber Joh. Gensbein, vom Jahre 1380 Folgendes berichtet: „Es war ein Wohlgebohrner Mann, der hiesse Heß Heinrich von Staffel, und der hatte drey junge Söhne. Und war in der Zeit zu Limpurg eine Burgerin, die war eine Wittwe, und sie hiesse Grethe, und hatte sie drey junge Töchter. Und griffen die Acht zusammen zu der heiligen Ehe, also daß Heinrich kauffte Grethen, und die drey jungen Knaben kaufften die drey Geschwisterten zu der heiligen Ehe.“

Unsere Vorfahren, die alten Germanen, in deren Sinnen und Trachten, in deren Sitten und Gefühlsleben wir uns kaum noch zurückversetzen können, waren begreiflicherweise eben auch nicht viel besser als alle anderen Völker auf derselben Kulturstufe.

Moses schätzte bekanntlich den Mann auf 50, die Frau aber nur auf 30 Seckel Silber. Homer singt: „Ein blühendes Weib ist der Kampfpreis, klug in menschlicher Kunst — und geschätzt vier Rinder am Werthe.“ Nach dem Strafgesetz der alten Isländer galt dort eine Frau gleich 3 Mark, und das alte deutsche Volksrecht der Alemannen setzte den Werth eines Weibes auf 200 Gulden fest, wenn dasselbe Mädchen, auf 80 Gulden, wenn dasselbe verheirathet war.

Merkwürdigerweise hat sich der alte, in grauer Vorzeit übliche Brauch des Brautkaufes sogar bei uns bis auf den heutigen Tag, bei den Wenden im Spreewald, in einer eigenthümlichen Sitte, erhalten. Dort nämlich erscheint am Hochzeitstage im Hause der zukünftigen Schwiegereltern der Bräutigam in Begleitung des Brautwerbers und seiner Verwandten. Sogleich nach dem Eintritt wendet sich der Brautwerber an die Brautjungfer mit der Frage: „Was kostet die ehrliche Braut?“ — „Was wollt Ihr geben?“ fragt die Brautjungfer dagegen. Nun legt der Brautwerber auf jede Ecke des Tisches einen Thaler und wiederholt dieses Aufzählen des Geldes so oft, wie es die Brautjungfer für angemessen hält. Oft wird der Preis dem Werber zu hoch, und dann beginnt ein lebhaftes Feilschen, an dem nach und nach die Mitglieder beider Sippen theilnehmen. Oft auch endet der Brautwerber den Handel durch einen Gewaltstreich, dadurch nämlich, daß er mit seinem Säbel, den er zur Feier des Tages trägt, gebietend auf den Tisch schlägt und die Braut bei der Hand faßt, wodurch dieselbe für den Bräutigam endgiltig erworben ist.

Schon früh gewannen indeß, wie gesagt, die alten Deutschen dem Brautkauf eine ideale Seite ab, indem man den „Mundschatz" als ein Geschenk an die Familie der Braut betrachtete, welche nun ihrerseits als Gegenleistung dem Manne die Mitgift, die Heimsteuer oder Heirathssteuer bot, welche — da das Weib, wenigstens in der Urzeit, vom Grundbesitz ausgeschlossen war — nur in fahrender Habe bestehen konnte und nicht selten z. B. in kriegerischem Rüstzeug bestand. Unter dem immer wachsenden Einfluß der fortschreitenden Kultur wurde es alsbald Brauch, das Kaufgeld des Bräutigams, das sonst der Mundwald eingesteckt hatte, der Braut als Wittwenversorgung auszusetzen, wogegen der Mundwald sich mit einem symbolischen, einem Scheinpreis begnügen mußte. So hatte nach friesischem Gesetz z. B. der Bräutigam einer Jungfrau deren Vormund 2 Schillinge, der einer Wittwe 2 Mark weniger 4 Pfennig zu erlegen. An die Stelle baaren Geldes trat bei den Longobarden ein Pelzmantel. Wie eine kölnische Verlobungsformel aus dem 14. Jahrhundert vorschreibt, hatte der Bräutigam dem bisherigen Mundwald drei in ein seidenes Tuch eingebundene Tornesche (Münzen aus Tours) zu übergeben, und sogar noch im Jahre 1592 ließ sich der Priester in der Diöcese Löwen einen Ring und drei Münzen geben, welche er der Braut als Vertreter des Mundwalds aushändigte.

War nun nach beendeter Beredung der Mundschatz bezahlt, so schritt man zur Vermählung (das altdeutsche Wort für Verlobung, denn „gemahelen" heißt bereden, die Ehe bereden oder verloben). Diese Uebergabe der Mund-

schaft über die Frau durch ihren Vormund (Vater) an den Bräutigam wurde an öffentlicher Gerichtsstätte vor der Volksversammlung vollzogen, und dabei die Frau selbst dem Gemahl übergeben.

Die Oeffentlichkeit des Abschlusses wurde von jeher als wesentlich für eine giltige Ehe angesehen. Deshalb wurde sie vor Zeugen vollzogen. Diese schlossen einen Kreis, den „Ring" um das Brautpaar, worauf der Verlober erst an den Mann, sodann an die Braut die Frage richtete, ob sie einander zur Ehe wollten. Nach Bejahung derselben steckte der Bräutigam der Braut einen Ring an den vierten Finger, während sie der Mundwald auf Grund altehrwürdiger Rechtsformeln zusammensprach.

Der Verlobungsring, welcher, wie heute noch, an den vierten Finger der Linken gesteckt wurde, weil man glaubte, daß von diesem Finger der dem Herzen vermeintlich näheren Hand eine Ader nach demselben gehe, ist übrigens nicht deutschen, sondern römischen Ursprungs, weshalb die altdeutschen Gesetze desselben nirgends erwähnen. Er wurde, als er aufkam, zunächst als ein, dem symbolischen Kaufpreis beigegebener Werthgegenstand eingeführt, und erst als diese ursprüngliche Bedeutung verloren ging, wurde es — zu Ende des 16. Jahrhunderts — üblich, daß Braut und Bräutigam Ringe wechselten.

Nicht aber nur der Ring spielte ehedem eine bedeutsame Rolle, mit der Verlobung waren auch Jahrhunderte hindurch eine Menge sinniger Bräuche und Förmlichkeiten verknüpft, die sich zum Theil bis heute erhalten haben, ohne noch recht verstanden zu werden. So wurden

außer dem Ringe zur Befestigung eines Verlöbnisses von dem Bräutigam wohl auch Pfänder oder „Wetten" gegeben, was ein interessantes Verlöbniß aus Schwaben im 12. Jahrhundert bezeugt, wo der Bräutigam dem Mundwald sieben, seine Vermögensverhältnisse betreffende Gelöbnisse ablegt, und ihm dementsprechend sieben Handschuhe als „Wetten" übergibt, worauf er Mantel und Hut als Symbole des empfohlenen Schutzes und das Schwert als Symbol der übertragenen Macht empfängt. Nicht selten war auch der Brauch, daß der Bräutigam der Braut zum Zeichen der Besitzergreifung auf den Fuß trat, was heute schwerlich noch zum guten Ton gehören dürfte, womit auch die symbolische Bedeutung des Schuhs — auch des Pantoffels — als Zeichen der Herrschaft zusammenhängt. Nach altdeutscher Sitte sandte der Bräutigam seiner Braut einen Schuh, womit gesagt war, daß sie seiner Gewalt unterworfen sei; wie denn ja Luther noch auf Hans Luft's Hochzeit demselben einen Schuh auszog und diesen ihm auf's Himmelbett legte, zum Zeichen, daß der Mann Herr im Hause sein solle. Als Symbol der Besitzergreifung galt auch, daß der Bräutigam die Braut auf die Kniee nahm.

War die Beringung der Braut oder der Ringewechsel erfolgt, so durfte das Verlöbniß nicht mehr gebrochen werden, widrigenfalls der Mundschatz, oder wohl gar sein doppelter Werth als Strafe verfallen war; und spätestens nach einem Jahre mußte die Heimholung der Braut erfolgen, während das älteste Recht, wie schon erwähnt, zwischen Verlöbniß und Ehe gar keinen Unterschied machte. Diese Frist bis zur Heirath pflegte so streng innegehalten

zu werden, daß es — wie Gregor von Tours erzählt — die allgemeinste Entrüstung hervorrief, als Theudebert, der Enkel Clodwig's, nach seiner Verlobung sechs Jahre mit der Verehelichung zögerte.

Trotz der Auffassung der Ehe als einer vollendeten Lebensgemeinschaft stand es mit der individuellen Freiheit der Frau in der alten Zeit nicht zum besten.

Nicht nur hing die Verheirathung durchaus vom Mundwald, und die der Hörigen und Leibeigenen beiderlei Geschlechts sogar von der Einwilligung des Gutsherrn oder dessen Verwalter ab, der für die Bewilligung den sogenannten Ehezins erhob, sondern bis tief in's Mittelalter stand den Königen und Fürsten das Mundwaldsrecht auch über die Töchter ihrer freien Unterthanen zu, welche sie mit Jemandem aus ihrem Hofgesinde verheirathen wollten.

„Höret zu ihr Herren überall,
Was gebeut der König und Marschall,
Was er gebeut und das muß sein:
Hier ruf ich aus N. N. mit N. N.
Heut' zum Lehen, morgen zur Ehen,
Ueber ein Jahr zu einem Paar."

So lautete die übliche Formel des Marschalls noch im 13. Jahrhundert, kraft deren die Mächtigen der Erde eine Verlobung perfekt machten; und es ist keine Frage, daß hiermit die noch heute manchen Orts auf dem Lande gebräuchlichen „Mailehen" in ursächlichem Zusammenhang stehen, bei welchen über die Mädchen eines Dorfes verfügt wird, ohne daß sie gefragt wären, insofern nämlich, als die Burschen sich — meist am letzten April — versammeln, in

der Form einer Versteigerung und des Zuschlags an den Meistbietenden bestimmen, welche Schöne sich Jeder für's nächste Jahr zum Schatz erkoren hat, und das Resultat unter Peitschenknall und Freudenschüssen vor der Dorflinde laut verkünden.

Die Hochzeit, welches Wort ursprünglich jedes glanzvoll gefeierte Fest bezeichnete, begann ehedem mit der wirklichen Heimholung der Braut, dem sogenannten Brautlauf. Zahlreiche Gäste wurden zu diesem Zwecke durch den Brautführer in's Haus des Bräutigams geladen, der eine Schaar derselben aussandte, um die Braut einzuholen. Festlich geschmückt, mit fliegendem Haar, doch dicht verhülltem Haupte, das erst seit dem 13. Jahrhundert der Brautkranz zierte, zog die von Ehrenfrauen und einem langen Wagenzuge begleitete Braut mit ihrer Ausstattung unter Gesang und Tanz in das neue Heim ein. Nach dem sich anschließenden Hochzeitsessen schürzte die junge Frau das lose, offen getragene Haar, das Abzeichen jungfräulicher Freiheit, und „band ihr Haupt", d. h. sie legte die Frauenbinde um die Stirn, an deren Stelle später die Haube trat, die der Braut als Geschenk von der Brautfrau übergeben und ihr nach dem Mahl unter Tanz und allerlei Scherzreden aufgesetzt wurde, auf daß sie „unter die Haube kam".

Wenn schon bei den alten Germanen die Oeffentlichkeit und Feierlichkeit des Abschlusses als wesentlich für eine giltige Ehe angesehen, und schon nach ältester deutscher Sitte, wie zur Bekräftigung von Verträgen überhaupt zur feierlichen Besiegelung des Heirathsvertrages Wein getrunken wurde, so ist es bei der Vorliebe der Deutschen für tüch-

tiges Zechen und Schmausen nicht unbegreiflich, daß bereits im 13. Jahrhundert die Polizei hie und da mit Kleider- und Hochzeitsordnungen einschreiten mußte gegen die Ueppigkeit des Festmahls, der Lustbarkeiten und des Aufzuges der hochzeitlichen Festgeber und Gäste.

Trotz alledem wurden sowohl in den höfischen wie den wohlhabenden bürgerlichen Kreisen die oft Wochen lang andauernden Hochzeitsfeierlichkeiten mit allem erdenklichen Prunke und geradezu verschwenderischem Aufwande begangen, wovon in alten Chroniken Wunderdinge erzählt werden.

So kostete die im Jahre 1418 gefeierte Hochzeit des Herzogs Georg von Bayern mit der polnischen Prinzessin Hedwig — eine der glänzendsten des 15. Jahrhunderts — nicht weniger als 55,766 Gulden, nach Anderen gar 77,766 Dukaten. Das Fest dauerte volle acht Tage. Außer Kaiser Friedrich und seinem Sohn Maximilian waren 16 Fürsten mit ihren Gemahlinnen, 40 Reichsgrafen, 5 Erzbischöfe und viele gewöhnliche Ritter als Gäste erschienen. 1370 Fässer heimischen und 70 Fässer italienischen Weines wurden verzecht, und außer 300 Ochsen, 74 Wildschweinen und 162 Hirschen nicht weniger als 5000 Gänse, 62,000 Hühner und 75,000 Krebse verschmaust. 17,720 Scheffel Hafer waren dabei täglich an 9360 Gastpferde zu verfüttern. Bei der im Jahre 1602 vollzogenen Vermählung des Kurfürsten Christian II. von Sachsen wurden acht Tage lang 184 Tische allein für die gewöhnliche Dienerschaft gedeckt.

Der ganze Adel des Landes pflegte dabei häufig durch besondere „Hochzeitsbriefe“ eingeladen zu werden. Welche ungeheuren Summen ehemals verhochzeitet wurden, erhellt

schon aus dem Umstande, daß bei Gelegenheit der überaus glänzend im Jahre 1674 begangenen Hochzeit des Erbprinzen Wilhelm Ludwig von Württemberg nicht weniger als 48,868 verschiedentliche Feuerwerkskörper abgebrannt wurden. Zum Beweise aber, daß auch in bürgerlichen Kreisen ganz ansehnliche Vermögen für Hochzeitsfeierlichkeiten aufgewandt wurden, möge folgendes Beispiel dienen, das auch sonst für die damalige Zeit sehr charakteristisch ist.

Im Jahre 1493 verheirathete ein Augsburger Bäcker, Veit Gundlinger, seine einzige Tochter an einen Zinkenbläser, Namens Bauch, der seinen musikalischen Beruf übrigens aufgeben mußte, um von dem Gelde seiner Frau zu leben und nebenbei einen Weinhandel zu treiben, weil solche Musiker bei Weitem nicht den Rang eines Bürgers hatten. Diese Ehe galt überhaupt als eine „Mesalliance". Das Festkleid der Braut bestand aus lauter einzelnen, zusammengesetzten Stücken Stoff und blauem Seidenzeug. Alle Nähte waren mit goldenen Spangen besetzt, um den Saum des „Röckleins" ging eine breite Goldspange und der Unterrock war mit köstlicher Arbeit gar fein genäht. Auch um die Taille trug die Braut eine Goldspange und die Armbänder strotzten von „edlem Gestein". Mit „gülldenen Fädlein" hatte sie die Strümpfe gebunden, und die Schuhe waren reich mit Silber beblecht. Kurzum, die Braut war so hochzeitlich geputzt, daß die Leute auf der Gasse sie in's Gesicht lobten und sich an dem „köstlichen Bräutlein" nicht satt sehen konnten. Der Bräutigam hatte, wie der Chronist meldet, ein grünes Röcklein an, große Schnabelschuhe und eine breite Goldspange um seinen Hut.

Nach der Trauung, welche um 12 Uhr stattfand, wurde an 60 Tischen gespeist und da „an jedem Tischlein 12 Männlein und Fräulein saßen“, so waren 720 Hochzeitsgäste gegenwärtig, von denen 213 allein aus der Verwandtschaft des Bäckers, 157 aus der des Zinkenbläsers; der Bäckerknechte, die man „weidlich“ bewirthele, waren 170; die Uebrigen waren „Rathsherren und vornehme Herren und Frauen“. Das Gelage dauerte volle acht Tage. Man aß und trank, tanzte und schwärmte derart, daß am siebenten Tag Viele wie todt hinfielen. Auch die Minne kam zu ihrem Recht, denn die Rathsherren „koseten gar lieblich mit den Frauen und Töchtern der Bürger“. Der Brautvater Gundlinger hatte zu diesem Festgelage „20 Oechslein, 49 Zicklein, 500 Stück Federvieh, 30 Hirsche, 15 Auerhähne, 46 gemästete Kälber, 900 Stück Würste und 96 verschiedene Fische“ in's Haus geschafft. Man ersieht zugleich daraus, daß das Protzenthum reich gewordener Handwerker und Kaufleute nicht erst von heute stammt. —

Wie bis in's Mittelalter die Tochter unter strengster Mundschaft ihres Vaters oder des nächsten männlichen Verwandten stand, welcher nach Willkür über ihre Hand verfügte, so daß sie oft genug ihren zukünftigen Gatten erst bei der Verlobung kennen lernte, so wurden noch bis in's vorige Jahrhundert oft genug Heirathen unter den Eltern verabredet, während die zukünftigen Paare noch in den Windeln lagen und es sich nicht träumen ließen, daß strenge Konvenienzvorschriften existirten, nach denen der erwachsene Bräutigam dereinst die ihm bestimmte Braut niederknieend um deren Hand zu bitten, die Braut ihn

unter vorgeschriebenem Verschämtthun an die Eltern zu verweisen hatte, bei denen der Freier anderen Tages sodann in zierlichstem Festkleid seine Werbung vorbringen mußte, nicht selten in Versen, die irgend ein Winkelpoet zusammengestoppelt hatte. Und wie das gesellige Leben der bürgerlichen Zunftkreise sich bis in unser Jahrhundert derart in den Geleisen streng bemessenen Herkommens abwickelte, so daß es schon für unschicklich galt, wenn eine Frau ohne Begleitung über die Straße oder in die Kirche ging, oder gar einen Kaufladen besuchte, so ist die individuelle Freiheit des weiblichen Geschlechtes erst ein Produkt der Neuzeit, insbesondere der französischen Revolution.

Auf die Vor- oder Nachtheile dieses Systems hinzuweisen, ist nicht unsere Sache, aber wir können diese Skizze wohl nicht passender beschließen, als mit dem für die deutsche Sittengeschichte sehr charakteristischen Hinweis, daß in unseren materiellen und viel verrufenen Tagen die Neigungsheirathen weit häufiger sind, als je zuvor, bei Weitem häufiger vor Allem, als in der hier flüchtig beleuchteten „guten alten Zeit“.

Die Pariser Gefängnisse.

Skizzen aus der Weltstadt an der Seine

von

A. C. Wiesner.

(Nachdruck verboten.)

Der Franzose sagt von seiner Hauptstadt: Paris ist keine Stadt, sondern eine Welt. Die Berechtigung dieser stolzen Worte wird Jedermann begreifen, der Paris kennt. Keine andere Hauptstadt vereinigt alle geistigen Aeußerungen und materiellen Güter einer ganzen Nation in gleicher Weise, wie das in Paris geschieht. Es ist dies eine Folge des straffen politischen Centralisationssystems, das freilich auch seine großen Nachtheile hat, denn daß eine solche „Welt" noch viel größere, schneidendere Gegensätze als andere Großstädte zweiten oder dritten Ranges bietet, ist selbstverständlich. Dies läßt sich in Paris schon genügend in den entlegenen Stadttheilen der Arbeiterbevölkerung, der Armuth und des Elends studiren, in seiner ganzen entsetzlichen Größe aber erkennt man den Jammer und die Schlechtigkeit, welche in einem solchen Centralpunkt der Civilisation aufgehäuft sind, wenn man die großen Pariser Gefängnisse besucht.

Paris zählt acht große Gefängnisse: das Präfektur-Depot, die Conciergerie, Mazas, Sainte-Pélagie, la Santé,

Saint-Lazare, la Petite Roquette für jugendliche Gefangene, und la Grande Roquette für verurtheilte Verbrecher.

Bevor wir den Leser in das Innere dieser Gefängnisse führen, schicken wir eine Schilderung aller Förmlichkeiten voraus, denen jeder Verhaftete sich unterwerfen muß, sobald er die Gefängnißschwelle überschritten hat. Er betritt zuerst einen Wartesaal, von wo er alsbald nach dem Bureau des dienstthuenden Gefängnißschreibers geführt wird. Dieser verzeichnet in ein genau kontrolirtes Register die Personalbeschreibung des Gefangenen, seine Kleidungsstücke, seinen Civilstand, einen Auszug aus den Akten, die sich auf seine Verhaftung und Verurtheilung beziehen, ferner Tag und Stunde des Strafantrittes und den Zeitpunkt der Entlassung.

Sobald der Gefangene in das Register eingetragen, gehört er dem Gefängnisse an, das für seine Person und Handlungen verantwortlich wird. Gleichzeitig erhält der Gefangene eine Nummer. Niemals wird während seiner ganzen Haft sein Familienname genannt, eine weise Vorsicht zu Gunsten des Gefangenen, da sie ihm gestattet, die Strafe zu verbüßen, ohne daß im Gefängniß Jemand seinen Namen erfährt.

Nachdem der Gefangene ein Bad genommen, erhält er die Hauskleidung und wird nach seiner Zelle oder in den Arbeitssaal geführt, je nachdem er zur Einzelhaft oder zur gemeinschaftlichen verurtheilt ist. Seine eigenen abgelegten Kleider werden mittelst Schwefels durchräuchert, ein Verfahren, das sie meist nur allzu nöthig haben. Die Durchräucherung dauert in der Regel vierundzwanzig Stunden,

und genügt, um in den erstickenden Schwefeldämpfen alles Ungeziefer und alle Krankheitskeime zu tödten, die in den abgelegten Kleidungsstücken sich befinden möchten. Hierauf werden diese sorgfältig zusammengefaltet, in grobe Sackleinewand gewickelt, mit einer Nummer versehen und in einem besonderen Lokal aufbewahrt. Man vermag dieses kaum zu durchschreiten, ohne von einem peinlichen Mitgefühl ergriffen zu werden. Nirgends tritt uns die fast nackte Armuth entsetzlicher entgegen, als in jenem Saale, wo die kleinen Lumpenpäckchen aufgespeichert liegen, deren unglückliche Eigenthümer dem Arme der Justiz verfallen sind. Eigenthümer? Nein, diesen ekeln Lumpen, zerfetzten Schuhen, durchlöcherten Hüten und schmutzigen Lappen gegenüber, die aus den Gossen hervorgezogen scheinen, tritt uns der Begriff „Eigenthum" als ein schneidender, diese Unglücklichen geradezu vernichtender Hohn entgegen!

Wodurch sind sie auf die unterste Stufe des menschlichen Elends gesunken, was hat sie in dieses Haus des Verbrechens gebracht? Ist es Faulheit, Verworfenheit oder die entsetzliche Noth des Lebens? Wer kann es wissen! So viel steht fest, daß dieses schreckliche „Garderobe-Zimmer" Zeugniß gibt, wie namenlos hilflos und unglücklich der Mensch, dieser „Herr der Schöpfung" zu werden vermag.

Hinsichtlich der Haftlokale scheidet die Gefängnißverwaltung die Verurtheilten von den Angeklagten. Erstere werden nach dem Gefängnisse Mazas gebracht, das in der Gerichtssprache das „Zellen-Arresthaus" (la maison d'arrêt cellulaire) genannt wird. Es gibt in Paris kaum ein

zweites Gebäude, dessen Aeußeres unheimlicher ist, als dieses große Gefängniß. Seine hohen Mauern, von massiven Steinblöcken erbaut, erheben sich nächst dem Lyoner Bahnhofe und bilden durch ihr düsteres Aussehen einen auffälligen Gegensatz zu dem lebendigen, geschäftigen Treiben jener Stadtgegend.

Der Bau des Gefängnisses ward im Jahre 1849 nach dem Zellensystem beendet. Das Gebäude bedeckt an Grundfläche mehr als drei Hektaren, und kostete fast fünf Millionen Francs. Durch die Anlage und innere Einrichtung zählt Mazas zu den Mustergefängnissen.

Das eigentliche Gefängnißgebäude erhebt sich auf einem freien Platze, der von zwei parallel laufenden Mauern begrenzt wird. Zwischen diesen läuft um das ganze Gebäude ein breiter Weg, der Tag und Nacht von einer Reihe Schildwachen beobachtet wird. Wenn man das hohe, am Boulevard Mazas gelegene Gitterthor passirt hat, betritt man einen großen Hof, dessen Mauern mit üppigen Schlingpflanzen bedeckt sind. Zwei Stufen führen uns nach dem Bureau des Direktors, wo wir die Erlaubnißkarte zum Besuche des Gefängnisses erhalten. Wie schon bemerkt, ist dieses auf Grundlage des Zellensystems erbaut, weshalb die innere Einrichtung mehr oder minder allen jenen Gefängnissen ähnelt, die das genannte System angenommen haben.

Es würde deshalb zu weit führen, und nur eine Wiederholung von anderwärts Gesagtem sein, wenn wir dem Baue und seinen Einzelnheiten eine weitläufige Beschreibung widmen wollten.

Bemerkenswerth ist der Gottesdienst, der im Gefäng-

nisse Mazas jeden Sonntag gehalten wird. An diesem Tage werden Schlag neun Uhr Morgens sämmtliche Zellenthüren mittelst einer Kette sechs Centimeter weit geöffnet, wodurch die Gefangenen den Altar erblicken können, der in der Mitte der Rotunde errichtet wird, um die sämmtliche Zellen, als sechs Stockwerk hohe Gallerien, halbkreisförmig laufen. Besonders ergreifend ist der Augenblick, in dem der Priester am Schlusse des Gottesdienstes den ihm unsichtbaren Gefangenen den Segen und das Weihwasser spendet. Es scheint dann, als führten diese zahllosen Zellenthüren zu eben so vielen Grüften, und der Priester habe hier eine Todtenmesse gelesen!

Zweimal wöchentlich dürfen die Gefangenen von ihren Verwandten und Freunden besucht werden. Die Sprechzimmer für die Gefangenen sind in zwei parallel laufenden Linien angelegt, die ein für den Besucher bestimmter Korridor trennt. Diese können die Gefangenen sehen, aber nur durch eine kleine, vergitterte Maueröffnung, die jede Berührung zwischen dem Verurtheilten und seinem Besuch verhindert. Für Gefangene, die durch ihre gute Aufführung schon eine gewisse Rücksicht seitens der Hausverwaltung verdient haben, besteht ein „Familien-Sprechzimmer“, wo die Abschließung nicht in so harter Weise gehandhabt wird, wie in dem gewöhnlichen, vorher beschriebenen Sprechzimmer. Im „Familien-Parloir“ sind die Besucher von den Gefangenen durch ein hohes Gitter getrennt, das aber Letztere in ganzer Person erblicken läßt. Auch sind hier die Gitteröffnungen nicht so enge, daß sie einen Kuß oder Händedruck verhindern.

Selbstverständlich können diese Besuche nur in Gegenwart des Aufsichtspersonals unter strengster Kontrole stattfinden.

Widersetzlichkeiten oder grobe Unordnungen kommen in Mazas nur selten vor, weshalb die Strafbestimmungen des Hauses nicht allzu oft Anwendung finden. Nur der Gefängnißdirektor selbst kann, nach genauer Untersuchung, gewisse Strafen verhängen. Er darf indeß einen Gefangenen nur zu fünf Tagen verschärften Kerkers (cachot) verurtheilen, während ein größeres Strafmaß von dem Polizeipräfekten erlassen werden muß. Dieser verschärfte Kerker besteht in einer Zelle, die völlig kahl ist und jedes Möbelstückes entbehrt. Ueberdies kann darin der Gefangene durch Schließen der Fenster zum Dunkelarrest verurtheilt werden. Nachts schläft der Gefangene nur auf einem Strohsacke; bei Tage kann er umhergehen, sich an die Wände lehnen oder auf den Fußboden setzen.

Die Wände dieses Kerkers wimmeln von Inschriften, die nicht selten ein betrübendes Zeugniß von der Verworfenheit der Verurtheilten ablegen, die hier Tage und Wochen im dumpfen Hinbrüten verbracht haben. Indeß sind die Verurtheilungen zu verschärftem Kerker, wie wir schon bemerkt, im Verhältniß zur Gesammtzahl der Gefangenen, die Mazas bevölkern, selten. Selbst der wildeste, brutalste Auswurf der Menschheit begreift hier allmählig, daß sein Widerstand ein vergeblicher, und er willenlos unter die Gesetze der Gesellschaft sich beugen muß, die ihn hier, als letztes Mittel, in Fesseln geschlagen haben.

Wenn Mazas ein aus dem Zellensystem hervorgegangenes Mustergefängniß ist, so wirkt der Gegensatz, der uns in Sainte-Pélagie vor die Augen tritt, um so abstoßender. Hier machen sich die üblen Folgen der gemeinschaftlichen Haft, trotz allen Eifers der Behörde und Aufsichtsorgane, in vielfacher Richtung bemerklich. Ueberdies ist das Gefängniß ein altes, halb verfallenes Gebäude, das seine Bestimmung kaum noch erfüllt. Es herrscht darin nicht jene Ordnung, Ruhe und Sauberkeit, die wir in Mazas gefunden haben. Wir bemerken hier nur große Höfe, lange Gänge, Arbeits- und Schlafsäle, wo die Gefangenen im bunten Gemisch unter einander verkehren. Indeß leben nicht alle Gefangenen in Sainte-Pélagie mit dem großen, schmutzigen Haufen vermischt. Einige erhalten nämlich von der Direktion die Erlaubniß, „à la Pistole" zu wohnen, d. h. ein besonderes Zimmer mit drei oder vier Schicksalsgefährten zu theilen. Der Ausdruck „à la Pistole" mag wahrscheinlich aus der Zeit stammen, wo man für eine Pistole (ein altfranzösisches Goldstück im Werthe von 15,50 Mark) diese Vergünstigung genießen durfte. Das Gefängniß ist nämlich sehr alt und ward schon 1655 erbaut.

Die Gefangenen, die „à la Pistole" wohnen, gewissermaßen die Aristokratie von Sainte-Pélagie, haben für jedes Zimmer eine tägliche Taxe von zehn bis zwanzig Centimes zu bezahlen und leben in der Regel unter sich. Es gibt auch Gefangene, die allein ein kleines Zimmer bewohnen. Indeß ist deren Zahl eine geringe, schon weil die Direktion nur wenige einzelne Zimmer zur Verfügung hat. Die Direktion ist nämlich gezwungen, alle Gefan-

genen, die man ihr zuschickt, aufzunehmen, mag es gehen, wie es wolle.

Man findet indeß in Sainte-Pélagie, trotz dieser eben erwähnten Uebelstände, eine Arbeitsthätigkeit, die uns einen Augenblick annehmen läßt, wir befänden uns in einer großen betriebsamen Fabrik. Da gibt es vom Rauch der Essen geschwärzte Arbeiter, große Säle, wo allerlei Kleidungsstücke für die Konfektionsmagazine genäht werden, jüngere Gefangene, die Metallknöpfe schlagen, Mädchen, welche Fächer, Lichtschirme, Morgenschuhe und andere Gegenstände machen, wie wir sie häufig in den Schaufenstern der Pariser Läden erblicken.

Ganz besonders bemerkenswerth ist ein großer Arbeitssaal, wo ausschließlich jene falschen Zöpfe, Locken und Mähnen verfertigt werden, die wohl jedenfalls zu den fragwürdigsten Damenmode-Artikeln gehören. Ganze Ballen dieser unsauberen Waare werden, Gott weiß woher, nach Sainte-Pélagie gebracht, um dort von den Gefangenen gereinigt, sortirt und, je nach den verschiedenen Modephantasien, geflochten zu werden. Alsdann wandern diese Zöpfe, Locken und Mähnen aus den dunklen, schmutzigen Räumen des Verbrechens in die eleganten, mit allem Luxus ausgestatteten Magazine des aristokratischen Faubourg Saint-Germain oder nach der Rue Notre-Dame de Lorette, um dort ihre Käuferinnen zu erwarten.

Alle Gefängniß-Abtheilungen von Sainte-Pélagie sind mit hohen Mauern umgeben, die das ganze Gebäude im Viereck umschließen. Sobald es dunkelt, besetzt man sie mit Schildwachen, die ihre Aufmerksamkeit während der

Nacht auf alle Theile des Gefängnisses richten. Trotz dieser Vorsicht sind in Sainte-Pélagie schon manche Fluchtversuche gelungen. Unter der Regierung des Königs Louis Philipp fand eine Massenflucht von achtundzwanzig politischen Gefangenen statt, von denen kein einziger wieder ergriffen wurde.

Eine äußerst kühne Flucht gelang auch im Januar 1875 einem Engländer, Namens Thomas Jackson, der wegen Wechselfälschungen zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt war. Er wußte sich ein Seil mit einem Haken zu verschaffen, vergrößerte eine kleine Oeffnung im Uhrthurme und gelangte auf die Umfassungsmauer. Das Geräusch, welches er machte, ward nicht gehört, weil ein heftiger, mit starkem Wind vermischter Gußregen vom Himmel strömte und Alles unter die schützenden Dächer trieb. Einmal auf der Umfassungsmauer, ward es dem Gefangenen nicht schwer, mittelst seines Seiles auf die Straße zu gelangen, wo er sofort verschwand. Seine Flucht ward erst am nächsten Morgen im Gefängnisse bemerkt und alle Nachforschungen der Polizei blieben vergeblich. Da die Flucht gegen sieben Uhr Abends geschah und der Eilzug nach London um acht Uhr von Paris abging, so war wohl anzunehmen, daß der Flüchtling schon auf englischem Boden sich befand, als man in Paris die ersten Maßnahmen zu seiner Verfolgung traf.

Saint-Lazare ist das einzige Pariser Gefängniß, das für das weibliche Geschlecht bestimmt ist. Wenn man sich auch bemüht, diese Gefangenen in gewisse Kategorien zu theilen und eine von der anderen durch Gitter und Wände

abzuschließen, so springen die Uebelstände einer solchen Ueberfüllung des Gefängnisses dennoch in die Augen. Die vier Abtheilungen, die in Saint-Lazare bestehen, sind für die Angeklagten, Verurtheilten, die jungen Mädchen unter elterlicher Zucht, und endlich für die Dirnen bestimmt, die auf der Straße aufgegriffen werden. Damit ist indeß die Anhäufung noch keineswegs zu Ende. Man hat sogar eine gewisse Zahl krüppelhafter, kranker Gefangener vom Saint-Denis-Depot nach Saint-Lazare gebracht, weil jenes dergestalt überfüllt war, daß die Unterbringung neuer Gefangener jener Art völlig unmöglich geworden war. Die Polizei-Präfektur protestirte vergeblich gegen diese Anhäufung und Vermischung der Gefangenen, der Pariser Munizipalrath antwortete jedoch, er habe kein Geld zum Baue eines neuen Gefängnisses.

So bleiben alle Anstrengungen, die seitens der Gefängnißverwaltung von Sainte-Lazare zur Besserung der weiblichen Gefangenen gemacht werden, in der Regel resultatlos. Fast Jede, die hier eintritt, ist für immer verloren, weil die unerfahrene Jugend so selten des lasterhaften Beispiels und seiner rapiden Ansteckung sich zu erwehren vermag. Mancher mag getäuscht werden, wenn er den jugendlichen Gefangenen, scheinbar bescheiden, die Augen zu Boden geschlagen, in ihren braunen Gefängnißkleidern in den Korridoren oder Höfen begegnet, er weiß nicht, welch' tiefe Verderbtheit meist hinter dieser zur Schau getragenen Unschuld steckt. Uebrigens herrscht in Saint-Lazare fortwährend Bewegung. Täglich kommen neue Gefangene, während andere entlassen werden. Die

schweren Zellenwagen, die zum Transport der Gefangenen durch die Stadt dienen, halten nicht selten mehrmals des Tages vor dem großen Gefängnißthor und entledigen sich ihres traurigen Inhaltes.

Die verhafteten Kinder werden in „La Petite-Roquette" mit allerlei Arbeiten beschäftigt, die ihrem Alter angemessen sind. Sie verfertigen kleinere Bijouterie-Artikel, Papeteriesachen u. s. w. Die jüngsten Gefangenen, die man zur Erlernung eines Handwerks noch nicht heranziehen kann, beschäftigt man gewöhnlich mit Charpiezupfen. Dieses Kindergefängniß macht auf den Besucher einen überaus niederschlagenden Eindruck, der noch erhöht wird, sobald wir den Grad der Nichtswürdigkeit dieser jugendlichen Verbrecher erfahren. Man unterrichtet die Gefangenen im Lesen und Schreiben und läßt sie jeden Sonntag den Gottesdienst besuchen, der in der Gefängnißkapelle gehalten wird. Auch bei dieser Gelegenheit darf zwischen den Gefangenen keinerlei Verkehr oder Berührung stattfinden. Um diese Abschließung durchzuführen, nehmen die Jungen in der Kapelle nicht auf gewöhnlichen Stühlen oder Bänken Platz, sondern Jeder wird einzeln in einen hölzernen Verschlag eingesperrt, von wo er wohl den Altar und Priester, nicht aber die übrigen Gefangenen erblicken kann. Unter gewissen Umständen und Beschränkungen ist den Jungen auch zu spielen gestattet, wozu vor jeder Zelle ein Vorraum dient, der aber von geringer Ausdehnung ist. Gewöhnlich sieht man die Gefangenen in diesen abgeschlossenen Räumen mit gesenkten Köpfen in melancholischer Stimmung auf und ab gehen.

Wir gelangen nun zu dem Gefängnisse „La Grande Roquette", das unheimlichste in Paris, weil dort die zum Tode Verurtheilten ihre letzten Stunden verbringen. Was das Innere dieses Gefängnisses betrifft, so würde seine Beschreibung mehr oder minder nur eine Wiederholung dessen sein, was wir von den anderen zu sagen Gelegenheit hatten. Wir wollen deshalb sofort mit der Prozedur beginnen, die mit dem zum Tode Verurtheilten, nachdem ihm das Urtheil gesprochen, vorgenommen wird.

In der Gallerie, die zu den drei für Kapitalverbrecher bestimmten Zellen führt, wird der dem Schaffot Verfallene von dem Gefängnißdirektor und den Wächtern erwartet. Von diesen wird der Verurtheilte in eine der Zellen geführt, welche die gewöhnlichen Gefängnißmöbel, aber zwei Betten enthält. Eines davon ist für einen vertrauten Mitgefangenen bestimmt, der alle Bewegungen und Aeußerungen des zum Tode Verurtheilten zu beobachten und der Gefängnißdirektion zu berichten hat.

Die einzige Persönlichkeit, welche den Verurtheilten zu jeder Stunde, bei Tag und Nacht, besuchen darf, ist der Beichtvater des Gefängnisses. Wird das Urtheil bestätigt, so bleibt noch das Gnadengesuch an das Staatsoberhaupt übrig. Sobald dieses Gesuch hier abgewiesen ist, benachrichtigt hiervon der Großsiegelbewahrer den Generalprokurator und weist diesen gleichzeitig an, die „Vollstreckung ohne Verzug anzuordnen". Dies geschieht, indem der Generalprokurator oder einer seiner Stellvertreter folgende sieben Anordnungen auf schriftlichem Wege erläßt:

1) Wird der Polizeipräfekt von der bevorstehenden Hin-

richtung in Kenntniß gesetzt und angewiesen, die nöthigen Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung vor und während der Hinrichtung zu treffen.

2) Geht dem Beichtvater des Gefängnisses „La Grande Roquette" die Angabe der Hinrichtungsstunde mit der Aufforderung zu, sich zu gehöriger Zeit in der Zelle des Verurtheilten einzufinden, um diesem in seinen letzten Augenblicken den religiösen Trost zu spenden.

3) Wird der Kommandant der Pariser Gendarmerie aufgefordert, den „Rond point" (Hinrichtungsplatz) vor der „Grande Roquette" durch ein Piket von sechs Mann zu Pferde besetzen zu lassen, damit die Ordnung während der Vorbereitung zur Hinrichtung nicht gestört werde. Ueberdies hat eine Abtheilung von zwanzig Gendarmen zu Pferde für die ordnungsmäßige Vollstreckung der Hinrichtung zu sorgen, und nach derselben die Leiche des Gerichteten durch vier Mann bis zum Begräbnißorte geleiten zu lassen.

4) Wird dem Zimmermeister des Seine-Departements Befehl ertheilt, das Schaffot auf dem bezeichneten Platze zur bestimmten Stunde aufrichten zu lassen.

5) Der Direktor des Gefängnisses „La Grande Roquette" wird ermächtigt, den Verurtheilten im gegebenen Moment dem Scharfrichter zu überliefern.

6) Derselbe Direktor hat auch für ein Lokal zu sorgen, wo der Sekretär des obersten Gerichtshofes das Protokoll über die vollzogene Hinrichtung aufnehmen kann. — Die

7) Anordnung lautet endlich in wörtlicher Uebersetzung: „Der Scharfrichter des obersten Pariser Gerichtshofes wird

Morgen (Datum) in dem Depot der zum Tode Verurtheilten den N. N. in Empfang nehmen, ihn um ... Uhr Morgens nach dem ‚Rond point‘, Rue de la Roquette, führen, wo er ihn die Todesstrafe erleiden lassen wird, die über N. N. wegen Mordes der Assisenhof am ... verhängt hat.“

Diese Anordnungen werden gewöhnlich am Vorabend der Hinrichtung erlassen und befinden sich binnen einer Stunde an ihren Bestimmungsorten, wo sofort alle Vorkehrungen zur Ausführung getroffen werden. Erst durch die Aufrichtung des Schaffots, die während der Nacht bei Laternenschein geschieht, erfährt Paris, daß im ersten Morgengrauen eine Hinrichtung vollzogen wird, welche Nachricht mit Blitzesschnelle durch die Riesenstadt läuft.

Das schreckliche Instrument, welches den blutigen Schlußakt vollzieht, ist bekanntlich die Guillotine. Vor jeder Hinrichtung muß dieselbe genau untersucht werden, damit man sich auf das rasche Zusammenwirken aller Bestandtheile derselben verlassen kann. Ueberdies muß der Scharfrichter eine große Geschicklichkeit und eine nicht gewöhnliche Körperkraft besitzen. Er vermag den Verurtheilten nur mit einer Hand in der richtigen Lage zu erhalten, was nicht immer leicht ist. Es ist wiederholt vorgekommen, daß Verurtheilte mit dem Scharfrichter förmlich kämpften, ihn in den Arm oder in die Hand bissen und nur mit großer Mühe zu bändigen waren.

Was die äußere Erscheinung des Pariser Scharfrichters — Deibler mit Namen — betrifft, so ist diese jedenfalls höchst charakteristisch. Er ist über sechs Fuß hoch und von athletischer Körperform, und wenn er eine Hinrichtung zu

vollziehen hat, so erscheint er stets in tadellosem schwarzen Frack.

Die Hinrichtung selbst nimmt gewöhnlich nur wenige Minuten in Anspruch, die freilich für den dem Gesetze Verfallenen zu Ewigkeiten werden mögen.

Unser Rundgang durch die Pariser Gefängnisse hat uns somit bis zu jenem schrecklichen Ziele geführt, welchem jede verbrecherische Laufbahn mehr oder minder zustrebt, wenn sie es auch nicht immer erreicht, und zugleich dem Leser einen schwachen Begriff von der Verzweiflung, der Qual und der moralischen Nichtswürdigkeit gegeben, die sich hinter jenen Mauern birgt. Das Traurigste aber ist, daß jene Gefängnisse mit ihren verworfenen Insassen den nothwendigen Gegensatz zu der hochgesteigerten Civilisation der Großstädte bilden, und mit dieser im genauen Verhältnisse stehen, weshalb von gesetzlichen Maßnahmen niemals wirkliche Abhilfe zu erwarten ist, sondern nur von der moralischen Selbstbeschränkung und Selbstkultur des Einzelnen.

Lebensbedürfnisse und Lebensreize.

Physiologische Skizze

von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)

Die Zahl sowohl derjenigen Reize, die den Lebensprozeß ohne unser Zuthun unterhalten, als auch die Zahl der Reizmittel, die wir mit wohlbewußter Absicht auf uns einwirken lassen, um den Lebensgenuß zu steigern, ist wahrhaft Legion und ihre Art ganz erstaunlich mannigfaltig.

Diese Thatsache scheint jedoch durchaus begreiflich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß unser Gehirn, in dem Alles, was überhaupt an uns herantritt, allererst zum Bewußtsein gelangt, nichts Anderes ist, als das Centralorgan der über unseren ganzen Körper netzartig verzweigten Nerven, und daß sowohl Sinnesempfindung als Vorstellung, Gefühl und Gedanke, wie auch unsere Willensäußerungen nur durch Vermittelung der Nerven zu Stande kommen, und zwar dadurch, daß dieselben die von der Außenwelt empfangenen Reize, wie z. B. Licht, Farben, Wärme, Schmerz u. s. w., dem Gehirn zuleiten, wie strahlenförmig in einem Mittelpunkt zusammenlaufende Telegraphendrähte. Diese natürlichen Reize sind also für das Leben und Bestehen organisirter Wesen durchaus nothwendig.

Die wichtigsten hiebei in Betracht kommenden Nerven sind diejenigen, welche die Eindrücke, die unsere fünf Sinne empfangen, dem Bewußtsein zuführen, und es ist geradezu wunderbar, welche Unmengen von Reizen die Hauptsinne, Gesicht und Gehör, Tags über zu bewältigen haben, ohne daß es ihnen in der Regel einfällt, den Gehorsam zu versagen.

Das Auge ist ein aktiver Sinn, das Ohr passiv und seine Funktionen sind gar nicht unserer Willkür unterworfen. Das besonders in großen Städten unausgesetzt durch Geräusche aller Art, auch durch musikalische Geräusche gereizte Gehör wird überwiegend unfreiwillig in Anspruch genommen, der Geruch ebenfalls, während Getast und Geschmack durchweg angewiesen sind, zu warten, bis es uns beliebt, sie durch besondere, und zwar absichtliche Reize in Thätigkeit zu versetzen. Da nun aber der Mensch das natürliche Bestreben hat, immerdar sowohl körperlich wie geistig in einem Zustande vollkommenen Behagens zu leben, ein solcher Zustand aber nur dadurch erreicht werden kann, daß alle Körper- und Geisteskräfte die ihrer Natur angemessene Beschäftigung und Befriedigung finden, so ist es erklärlich, daß bei dem Unbeschäftigtsein eines oder mehrerer Sinne uns mehr oder minder ein dumpfes Gefühl des Mißbehagens überschleicht.

Während beispielsweise Gesicht und Gehör in wachem Zustande keine Sekunde fast unbeschäftigt sind und auch ohne unser Zuthun fortwährend Reize empfangen — das Auge Bilder von Außendingen aller Art, das Ohr Töne und Geräusche — werden Getast, Geruch und Geschmack auf

natürlichem Wege nur zeitweise ihre Befriedigung finden, wenn wir ihnen nicht absichtlich und künstlich zu Hilfe kämen, und diese Absicht wird uns ohne Zweifel diktirt von unserem Streben, ein behagendes Gleichgewicht in den Reizungen aller Sinne herzustellen.

Dieses Streben nach Gleichgewicht in den Reizungen unserer Sinne ist etwas allgemein Menschliches, dennoch aber bei verschiedenen Menschen in sehr verschiedenem Grade ausgebildet. Jedermann kennt den Einen oder die Andere, oder gar recht viele „Andere", die „nicht leben könnten", ohne unausgesetzt die niederen Sinne Geschmack und Geruch zu reizen, sei es durch Rauchen oder Schnupfen, durch Parfüms oder Naschwerk, wie ja andererseits jene Menschen wohlbekannt sind, die fortwährend die Tastempfindung beschäftigen müssen, sei es durch unbewußtes oder bewußtes Fingerspiel, Fußklopfen, Beinschwenken, Nasenschmeicheln, Bartzupfen oder sonst was.

Unter allen Reizmitteln, die auf unsere Sinne wirken, sind diejenigen, welche dem Geschmackssinne zugefügt werden, zwar nicht die edelsten, insofern jedoch die bedeutsamsten, als sie auf unser körperliches Wohlbefinden und Gedeihen von wesentlichem und oft maßgebendem Einfluß sind, wobei nur an die trübe Leidensgeschichte der Gewohnheitstrinker erinnert sein mag.

Diese Reiz- oder Genußmittel stehen in direktem Gegensatz zu den unentbehrlichen Nahrungsmitteln, insofern dieselben nicht Ernährungszwecken dienen und in dieser Hinsicht durchaus entbehrlich sind. Im Gegensatze zu den Nahrungsmitteln ist es vielmehr ihre Aufgabe,

eine Erregung und dadurch eine gesteigerte Lebensthätigkeit in den Nerven oder gewissen Organen hervorzurufen, so daß sie bei mäßiger Verwendung oder in außergewöhnlichen Fällen nicht schlechthin zu verwerfen sind. Es ist ja bekannt, daß z. B. der verwerfliche Branntwein bei schwerer Tagesarbeit viele Menschen mehr anspornt, als ein Stück Braten, mit dem jener „flüchtige Teufel" sich doch in Bezug auf Nährwerth nicht im Entferntesten messen kann.

Daß es aber sehr wohl der Mühe werth ist, wenigstens die bei uns gebräuchlichsten dieser Reizmittel — denen sich in geringerem oder höherem Grade alle Menschen unterwerfen und meistens durch die vernünftigsten Gründe selbst nicht zu bewegen sind, sie aufzugeben, auch wenn sie noch so verderblicher Art wären — einmal näher in's Auge zu fassen und ihren Werth oder Unwerth zu prüfen, ist schon aus der einen Thatsache ersichtlich, daß der Bier- und Tabakkonsum, welcher noch vor sechzig Jahren das deutsche Volksvermögen ganz unerheblich in Anspruch nahm, heute so ungeheure Summen desselben verschlingt, daß sie das Militärbudget des deutschen Reiches um nicht weniger als 160 Millionen Mark überschreiten. Die durch den Bierkonsum allein verschlungene Summe bleibt nur um 150 Millionen Mark hinter dem Militärbudget zurück. Eine nähere Betrachtung dieser Hauptreizmittel dürfte außerdem auch noch deshalb interessant sein, weil es heutzutage zahlreiche Staaten gibt, deren Wohlstand, ja deren Existenz oft geradezu von der Erzeugung derselben, wie z. B. Kaffee, Thee und Tabak, abhängig ist, daß ein großer Theil der Schifffahrt und des Handels, der Industrie und des Ge-

schäftsverkehrs auf der Erzeugung, Herbeischaffung und dem Absatze derselben beruht.

Während also die Nahrungsmittel das natürliche Bedürfniß der Ernährung befriedigen, ist die Aufnahme der Genuß- oder Reizmittel keine Nothwendigkeit, sondern vielmehr nur eine Annehmlichkeit, und zwar dadurch, daß diese Reizmittel entweder auf die Sinnesorgane oder auf das Nervensystem, besonders auf Gehirn und Rückenmark wirken, diese Theile aber nicht ernähren, wie die Nahrungsmittel, sondern sie nur vorübergehend auf kürzere Zeit verändern (erregen). Sie haben also nicht wie jene eine allgemeine Bedeutung für den Körper, sondern stehen nur in Beziehung zu gewissen einzelnen Theilen desselben, und trotzdem durch Sitte und Gewohnheit viele derselben zu alltäglichen Bestandtheilen der Mahlzeiten von Reich und Arm geworden sind, so ist ihre Aufnahme in den Körper doch im Grunde von unnatürlichen Zuständen desselben abhängig, weil diese Zustände nicht aus Bedürfnissen entstehen, welche durch die regelmäßigen Lebensverrichtungen hervorgerufen sind.

Und dennoch, könnte man behaupten, sind die Reizmittel so alt wie die Nahrungsmittel, denn bei allen Völkern, alten und modernen, wilden und civilisirten, deren Lebensweise uns bekannt ist, finden wir Reizmittel vertreten, vom Zimmt bis zum Kalmus, dessen ätherische Oele zu Konfitüren, Tinkturen und Bädern benutzt werden, vom Asand (dem balsamischen Benzoeharz) bis zum Schnittlauch, vom Kaffee bis zur Cichorie, vom Thee bis zu den Orangeblüthen, vom Tabak bis zum Morphium und Opium

(Mohnstoff), vom Haschisch (Hanf), den etwa 200 Millionen Menschen in Asien und Afrika als Betäubungs- und Einschläferungsmittel benutzen, bis zum Fliegenschwamm, dem Berauschungsmittel nord- und ostasiatischer Völker, vom Wein bis zum Kumys (gegohrene Stutenmilch der asiatischen Steppenvölker) und Araca, dem aus dem Kumys durch Destillation gewonnenen Branntwein: eine erstaunliche Fülle von Reizmitteln und Surrogaten, die zum größten Theile bei Jedermann in alltäglichem Gebrauche sind.

Man hat die im Gegensatz zu den unentbehrlichen Nahrungsmitteln stehenden, entbehrlichen „Genußmittel" der Hauptsache nach in eigentliche Reizmittel (z. B. Kaffee Tabak), Betäubungsmittel (z. B. Opium, Haschisch) und Kühlungsmittel (z. B. Essig) unterschieden, was anzuführen ist, weil diese Bezeichnungen eine treffende Einsicht in die Verschiedenheit ihrer Wirkungen gewähren, obgleich im Grunde alle Genußmittel Reizmittel sind, insofern sie sämmtlich gebraucht werden, um die Nerven zu reizen.

Längst schon wird nun die Frage aufgetaucht sein, ob denn wirklich bei der außerordentlichen und allgemeinen Verbreitung der Reizmittel keines derselben Nahrungswerth haben sollte, und ob denn jeder Genuß von Reizmitteln als Mißbrauch und Verirrung gelten muß. Und in der That ist diese Frage um so eher berechtigt, als es zwar von manchen Reizmitteln, wie Tabak oder Opium, auf der Hand liegt, daß sie keinen Nährwerth haben, es doch aber Reizmittel gibt, und zwar gerade unter den gebräuchlichsten, wie Kaffee und Thee, Bier und Wein, über deren Nahrungswerth selbst in wissenschaftlichen Kreisen gestritten

wird. Unstreitig ist aber festgestellt, daß alle Reizmittel ohne Ausnahme schwächere oder stärkere Gifte sind.

Zu den besten und vielverwendetsten Reiz- und Betäubungsmitteln gehören das Kaffeïn, das Nikotin und der Alkohol.

Das Kaffeïn oder Theïn ist eine krystallisirte und in Wasser lösliche Substanz, die an sich farblos und geruchlos, doch äußerst bitter ist. Bemerkenswerther Weise kommt dieser Stickstoffkörper gleicher Weise sowohl im Kaffee wie im Thee vor und bildet gerade denjenigen Stoff, der beiden neben ihrem eigenthümlichen Geschmack ihre eigenthümliche Wirkung verleiht.

Der seit erst zwei Jahrhunderten in Europa bekannte Kaffee, wie auch der seit ebenso langer Zeit bei uns eingeführte Thee besteht zur Hälfte etwa aus unverdaulichem Holzstoff (Cellulose), außerdem aus Eiweißkörpern, Fett, Zucker, Wasser und Asche. Bei einmaligem Aufguß werden ihm nur etwa 10 Prozent auflösbare Stoffe entzogen, so daß das gewonnene Getränk im Allgemeinen wenig mehr als ½ Prozent Kaffeïn enthält. Im Thee befinden sich je nach der Sorte ½ bis 2½ Prozent Kaffeïn, woraus hervorgeht, wie sehr gering die Menge davon ist, die man in einer Tasse genießt. Nun ist das Kaffeïn oder Theïn weder ein Nährstoff, wie man lange Zeit glaubte, noch ein Ersatzmittel für verbrauchte Nervensubstanz, noch verlangsamt er den Stoffwechsel (die Verdauung), wodurch er erhaltend auf die Gewebe des menschlichen Leibes wirken sollte, sondern es ist vielmehr nur ein die Nerven stark erregender und in größeren Mengen geradezu giftiger Stoff,

dessen Verbreitung daraus erhellt, daß die Gesammtproduktion an Kaffee 1880 5½ Millionen Centner erreichte, und daß an Kaffeeverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung in Holland 7¼, in Nordamerika 3½, in Mitteleuropa (Deutschland) etwa 2½, dagegen in Italien und England nur ½ und in Spanien und Rußland nur etwa $^1/_{10}$ Kilogramm kommen, während der Theekonsum pro Kopf in Großbritannien etwa 2½, in Nordamerika und Holland ½, in Deutschland etwa $^1/_{30}$ Kilogramm beträgt.

Kaffee sowohl wie Thee haben, abgesehen von der Milch und dem Zucker, die man ihnen beizumischen pflegt, als Nahrungsmittel gar keine Bedeutung; sie haben nur bedeutende Nervenwirkungen im Gefolge; sie sind durchaus künstliche Bedürfnisse und entschieden schädlich, wenn schädliche Wirkungen auch bei mäßigem Genusse der meist schwachen Aufgüsse sich nur selten augenfällig einstellen.

Weit schädlicher in Bezug auf seine Wirkung ist das im Tabak vorhandene Nikotin, das ebenfalls hauptsächlich auf das Nervensystem wirkt, und zwar insbesondere auch das Spiel und den Lauf der Vorstellungen und somit die geistige Arbeit fördern soll. Es ist eines der stärksten Gifte, zu dessen Gunsten sich auch nicht das Geringste sagen läßt. Bis zu 4 und 5 Prozent Nikotin finden sich im Tabak vor. Welche kolossale Verbreitung dieses giftige Reizmittel gefunden hat, ist fast unglaublich. Während erst 1615 die Holländer den Tabak in Europa anbauten, welchen Sachsen 1631 folgte, und noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in den meisten

Städten (z. B. Berlin, Kopenhagen) das Tabakrauchen in den Straßen gesetzlich verboten war, ist die jährliche Gesammtproduktion der Erde heute auf über 1000 Millionen Kilogramm gestiegen, und auf den Kopf der Bevölkerung kommt ein Verbrauch von 3 Kilogramm in Nordamerika, von 2½ Kilogramm in Belgien, Holland und der Schweiz, von 2 Kilogramm in Deutschland und Oesterreich, von etwa 9/10 in Frankreich, Italien und Rußland und von ½ Kilogramm in England.

Während nun sowohl das Kaffeïn wie das Nikotin überwiegend nur Reizmittel der Nerven sind, ist der in allen gegohrenen Getränken, z. B. Wein, Bier, Branntwein, mehr oder weniger enthaltene Alkohol eine giftige Substanz, die zwar zuerst auch reizt, dann aber schnell betäubt und lähmend wirkt. Der Alkohol entsteht aus dem in jenen Getränken vor der Gährung enthaltenen Traubenzucker, welcher bei Gährung durch Hefe in Alkohol und Kohlensäure zerfällt. Der gewöhnliche Branntwein enthält ungefähr zur Hälfte reinen Alkohol, der an sich schlechthin als Gift wirkt; in seinen verschiedenen Arten, dem Whisky, Genever, Gin, Kirschwasser, Arak, Rum, Cognak u. s. w. und in den Liqueuren ist nicht viel weniger vorhanden; im Wein kommen von 7 Prozent (Pfälzer), 10 Prozent (Rheinwein) bis zu 24 Prozent (Portwein und Marsala) Alkohol vor, während das Bier nur 2 bis 9 Prozent enthält, nämlich das (Berliner) Weißbier 2 Prozent, das gewöhnliche Lagerbier 3 bis 6 Prozent, Exportbier etwas mehr, Ale 6 bis 8 Prozent und Porter 5 bis 9 Prozent.

Man hat einen eigenen Namen erfinden müssen, um die Summe krankhafter Störungen, welche durch starken, gewohnheitsmäßigen Genuß dieser alkoholischen Reizmittel herbeigeführt werden, zu kennzeichnen. Der Alkoholismus, der zuerst am Verdauungsapparat seine traurige Wirksamkeit beginnt, als chronischer Katarrh des Rachens und des Magens, zu Leberkrankheiten, Abnahme der geistigen Fähigkeiten und allgemeiner Hinfälligkeit führt, findet schließlich bekanntlich im Delirium tremens sein furchtbares Ende, welche Krankheiten einzig nur durch langsame Abgewöhnung dieses gefährlichsten aller Reizmittel zu verhindern sind.

Daß auf den Kopf der Bevölkerung in Betreff des Bierkonsums in Rußland, wo bekanntlich der Branntweingenuß vorherrscht, 1¾ Liter, in Frankreich, wo der Weingenuß vorherrscht, 19 Liter, in Nordamerika 29, in Oesterreich-Ungarn 34, in Preußen 39, in Sachsen 60, in England 118, in Belgien 145, in Württemberg 154 und in Bayern, dem Gambrinuslande, nicht weniger als 240 Liter kommen, wobei in die Zahl der „Köpfe" die wenig konsumirenden Frauen und Kinder immer inbegriffen sind, sei nur beiläufig bemerkt.

Weine und Biere sind unstreitig, mäßig genossen, von dem geringsten Grade schädlicher Nachwirkung begleitet und können in gewissen Zuständen sogar zweckmäßig wirken. Sie enthalten neben Alkohol kühlende Fruchtsäuren, auch wohl Kohlensäure, Bernsteinsäure u. s. w., und außer diesen nützlichen, die Verdauung fördernden und der „Verbrennung" oder Aufnutzung der Organtheile entgegenwirken-

den Säuren noch Zucker und Salze, und stellen **insofern** Gemische von kühlenden und leicht erregenden **Reizmitteln** dar, mit der ungefähren angenehmen Wirkung, wie **die in** heißer Jahreszeit genossenen natürlichen **Kühlmittel, Obst,** Früchte, Salat, Wurzeln, verdünnter Essig, **Buttermilch** 2c., welch' letztere aber natürlich den Vortheil haben, **nicht** mit dem giftigen Alkohol gemischt zu sein.

Namentlich sind in den milderen Biersorten außer dem giftigen Alkohol und dem besonders auch in bitteren Bieren anzutreffenden, ebenfalls giftigen Hopfenstoff (Lupulin) eine größere Menge nützlicher Nährstoffe enthalten, die jenem bei bescheidenem Gebrauche so ziemlich das Gleichgewicht halten, so daß die schädlichen Bestandtheile nur erst bei übermäßigem Genuß zu nachtheiliger Wirkung gelangen.

Durchaus zu beachten bleiben bei allen diesen als Reizmittel verwendeten Giften folgende beiden Hauptpunkte: Erstens ist der menschliche Körper bekanntlich im Stande, sich nach und nach gegen eine täglich auf ihn einwirkende Schädlichkeit abzustumpfen, wodurch die Folgen sehr bedeutend modifizirt werden. Gewisse Personen freilich gewöhnen sich an gewisse dieser giftigen Reizmittel überhaupt niemals, und selbst der wiederholte Gebrauch führt keine Abstumpfung herbei, sondern ruft stets eine mehr oder minder heftige Reaktion des Organismus hervor, wie bei uns Allen beim ersten Genuß jener Reizmittel. Zweitens aber ist nicht zu vergessen, daß auf jede durch ein Reizmittel erzielte Erregung nach allgemeinem Naturgesetz eine Erschlaffung des Nervensystems folgt, die oft

die Grenze der Betäubung streift und um so größer ist, je größer die Erregung war.

Weit unschuldiger als die bis jetzt angeführten Reizmittel ist die große Gruppe der Gewürze, von dem sanftesten Suppenkraut bis zum schärfsten Pfeffer, vor Allem das Wichtigste derselben, nämlich das im Gegensatz zu allen übrigen pflanzlichen Gewürzen dem Mineralreich entstammenden Kochsalz oder Chlornatrium, das verbreitetste überhaupt. Manche Aerzte behaupten daher, daß die Hinzufügung von reinem krystallisirten Kochsalze zu den Speisen nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich ist. Vegetarianer leben daher auch häufig ganz ohne künstliche Salzzuthat, was sich allerdings beim Genusse von Fleisch wohl schwer würde durchführen lassen. Zu leugnen ist allerdings nicht, daß wir durchgängig die Speisen übersalzen und dadurch einen künstlichen Hang zu alkoholischen Getränken nähren, welche diesem an sich ziemlich harmlosen Reizmittel gegenüber fürwahr etwas Dämonisches an sich haben.

Wohl könnte Einem der Mißbrauch und die Verirrung, seinen Appetit hartnäckig durch Gifte zu befriedigen, die ihrer Natur nach dem Körper verderblich sind, unerklärlich vorkommen, wenn der Appetit auf diese Reizmittel nicht so allgemein wäre, daß man doch kaum umhin kann, ihn als den Ausdruck eines Bedürfnisses aufzufassen, dem sogar ein Tribut in Form von Steuern, Lebensjahren und Gesundheit wohl oder übel gebracht wird.

Es liegt nahe, daß dieses Bedürfniß in der Entwickelung unseres gesellschaftlichen Lebens mit seinen aufregen-

den Einflüssen, mit seinen gesteigerten, namentlich immer wachsenden geistigen Anforderungen begründet liegt, das Gegenreize gebieterisch verlangt, derart, daß ein Erregungszustand durch einen neu erzeugten zu dämpfen gestrebt wird, obgleich immer wieder zu betonen bleibt, daß es sich nicht um natürliche, sondern um künstliche Bedürfnisse handelt, daß es — wie besonders unser um die öffentliche Gesundheitspflege und Ernährungslehre hochverdienter Virchow hervorhebt — „ein krankhafter Zustand der Bevölkerungen ist, welcher sie zum Gebrauche von Mitteln treibt, die eigentlich wie Heilmittel wirken sollen, die aber, wie die Heilmittel, bei anhaltendem Gebrauche in immer stärkeren Gaben angewendet werden müssen, um überhaupt noch eine Wirkung hervorzubringen."

Der Befriedigung durch alle diese mehr oder weniger nachtheiligen Reizmittel und dem Wechsel der Genüsse mit stetiger Steigerung derselben, welcher so Viele verfallen, die nicht die Arbeit als Lebensaufgabe zu betrachten geneigt sind, stehen als natürliche und gesunde Reize einfache Speisen und Getränke, der Wechsel von Arbeit und Erholung, von körperlicher Bewegung und geistiger Thätigkeit gegenüber. Die höchste Quelle aller natürlichen Reize aber ist ein gebildeter, lebhafter Geist und eine gesunde Phantasie, welche beide selbst bei Abwesenheit aller äußeren Glücksgüter allein hinreichen, uns glücklich zu machen.

Die Erkenntniß ist es, die uns die idealeren Ziele unseres Strebens vorhält. Die Phantasie freilich schweift oft aus, indem sie die eigenthümliche Lust am Außerordentlichen und Ungeheuerlichen in uns weckt, so daß für die Meisten

alles Aufregende, Jagd, Wettrennen, Thierkämpfe, Unglücksfälle, Brand, Mordthaten, Hinrichtungen, alle Spiele, besonders Hazardspiele, Goldfieber, Schauerromane und vieles Andere als besondere künstliche und verderbliche Reizmittel gesucht werden; sie ist es aber auch, welche die Freude an den edleren Reizen des Lebens schafft, an sinniger Lektüre, Schauspielen und allen schönen Künsten, wie insbesondere der Musik, an Spaziergängen und Reisen.

Diesen edleren und natürlichen Reizen des Lebens gegenüber wird es klar, wie sehr Diejenigen im Irrthum sind, welche vermeinen, den wahren Lebensgenuß durch die oben angeführten künstlichen Reizmittel zu erhöhen. Diese führen bei einigermaßen starkem Gebrauch unaufhaltsam zur Zerrüttung des geistigen und körperlichen Gleichgewichts und endlich zu völliger Krankheit und Abstumpfung — jene aber zu einem gesunden Gebrauch aller Kräfte und Fähigkeiten und zu wahren Genüssen, die freilich um so höher und nachhaltiger sind, je edler und geistiger das Organ ist, das diese Reize in's Spiel setzen.

Mannigfaltiges.

Spanische Rache. — Während des französisch-spanischen Krieges zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde ein Bataillon französischer Soldaten nach dem Dorfe Argano in der Provinz Burgos gesandt. Das Dorf liegt weit ab von der Heerstraße mitten in einer wilden Gebirgsgegend. Es war von seinen Bewohnern verlassen, und die einmarschirenden Soldaten fanden auf einem freien Platze verbrannte Garben, verkohlte Brode, zerstörte Weinschläuche. Man durchsuchte nun die Häuser nach Lebensmitteln und traf endlich auf eine junge Frau mit ihrem Kinde auf dem Arme, neben dem Krankenbette der gelähmten, sprachlosen Großmutter.

„Warum bist Du hier allein zurückgeblieben?“ fuhr der Führer der Franzosen, ein noch ziemlich junger Offizier, die Frau an.

Stolz und grollend erwiederte die junge Frau: „Um diese Kranke zu pflegen, da sie den Unsrigen nicht folgen konnte.“

„Warum aber verließen diese das Dorf?“

„Weil sie gewiß waren, von Euch erschlagen zu werden.“

„Und weshalb verbrannte und zerstörte man jene Lebensmittel?“

„Um Euch zu entziehen, was nicht fortgeschafft werden konnte.“

Ein Jubelgeschrei der Soldaten, die inzwischen das Haus durchsucht hatten, unterbrach das fernere Zwiegespräch. Sie brachten laut lärmend Schinken, Brod und volle, in dem Keller gefundene Weinschläuche herbei. Entsetzt über das Geschrei fuhr die sterbende Großmutter auf, aber nur, um sofort entseelt zurückzusinken. Wortlos starrte die junge Frau auf die Leiche.

„Ist Dein Mann auch bei den Entflohenen?“ examinirte sie der französische Offizier, ohne ihren Schmerz zu beachten, weiter.

„Der ist todt; er starb, von Euren Kugeln durchbohrt, für sein Vaterland.“

„Hast Du noch Brüder?“

„Nein! Nur mein armes Kind!“ Bei diesen Worten drückte sie das bleiche, weinende Kind an die Brust.

„Hoffentlich,“ sagte der Offizier, von den hungernden und dürstenden Soldaten gedrängt, die Vertheilung der gefundenen Lebensmittel vorzunehmen, „sind diese Sachen noch unverdorben?“

Die Spanierin senkte stumm das Haupt.

„So magst Du uns zutrinken!“ Damit reichte er ihr einen mit Wein gefüllten Becher. Die Spanierin trank ihn schweigend aus.

„Aber Dein Kind ist so bleich', der Wein wird es stärken!“ sagte der Offizier, noch immer mißtrauisch. Da zitterte die Hand der Mutter, als sie das Gefäß an des kleinen Kindes Lippen hielt. Das Kleine trank. Die Soldaten aber leerten nun unbedenklich die Schläuche und verzehrten die Brode sammt dem Fleisch. Bald darauf aber starb das Kind unter wilden Zuckungen im Arme der stumm und starr dasitzenden Mutter, und der französische Offizier schrie entsetzt: „Verruchtes Weib, Du hast uns vergiftet!“

„Das ist geschehen!“ sprach die Spanierin dumpf. „Ich ahnte, daß Ihr selbst der Sterbenden nicht schonen würdet. So fahrt nun selbst zur Hölle!“

Von zahllosen Säbelhieben zerfleischt, doch ohne Klageton sank die Spanierin zu Boden. Sie hatte sich jedoch furchtbar gerächt, denn bald machte sich das Gift geltend; und zweiundvierzig Franzosen wurden das Opfer spanischer Rache. E. K.

Vom alten „Trompeterrecht“. — Noch vor etwa hundertundfünfzig Jahren bildeten alle Trompeter im heiligen römischen

Reiche deutscher Nation eine große Innung, die in mehrere Kameradschaften zerfiel, und deren hoher Patron und Oberrichter der Kurfürst von Sachsen war. Ein Hauptsitz der Innung war daher auch Dresden, und die Trompeter daselbst suchten alle streitigen Trompeterangelegenheiten vor ihre Lade oder Kameradschaft zu ziehen. Die Artikel der Trompeterinnung waren vom Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1623 bestätigt worden, aber schon früher hatten die Trompeter vor anderen „Spielleuten" (d. h. Musikern) mancherlei Vorzüge genossen, die sie durch strenge Wahl bei Aufnahme von Lehrlingen, durch unbedingtes Halten auf ihre vom Kaiser bestätigten Artikel immerfort zu behaupten suchten. Gleich allen Zünften sahen die Trompeter bei Annahme der Lehrlinge gar sehr auf das „ehrliche Herkommen"; es mußte der Lehrling im Beisein zweier oder dreier zunftgerechter Trompeter „aufgedungen" und ebenso nach zwei Jahren „losgesprochen" werden. Die Kosten des Einschreibens oder Aufdingens waren auf einen Reichsthaler und das dem „Lehrprinzen" (Lehrherrn) zu zahlende Lehrgeld auf hundert Thaler festgesetzt. Auch auf die Wanderschaft mußte der ausgelernte Trompeter sich begeben. Es lag ihm nämlich ob, um völlige Rechte zu genießen und einen anderen jungen Mann unterrichten zu dürfen, „einen rechten Feldzug, es sei wider den Türken oder andere Feinde" zu thun und sieben Jahre lang seine Kunst im Felde oder am Hofe geübt zu haben. Auch mußte jeder Trompeter gar wohl darauf Acht haben, „bei Strafe der Verlierung der Kunst, mit den Gauklern, Haustauben (das waren die Stadtpfeifer), Thürmern, oder bei Glückshäfen und dergleichen nicht zu blasen." Ueberhaupt durfte sich Niemand unterstehen, „außer den Kirchen, wie auch den akademischen Solennitäten und den Thürmen" eine Trompete sehen und hören zu lassen; denn die eigentlichen Trompeter hatten das Recht, sie jedem Anderen wegzunehmen, und „es durfte in der ganzen Welt kein anderer Trompetenschall als von ihnen sein". Zu-

weilen machten sie dies Recht auf eine brutale Weise geltend. So drangen die Hoftrompeter in Hannover einmal in die Wohnung des Stadtpfeifers, der ihnen Konkurrenz machte, bläueten ihn wacker durch, zerbrachen ihm die Trompete und schlugen ihm die Zähne ein. Trotzdem wurden sie auf Befehl vom Hofe nicht weiter bestraft. In Hinsicht des Rechts waren Hof- und Feldtrompeter einander gleich; in Hinsicht der Kunst dagegen hatte man „musikalische und nichtmusikalische". Die Letzteren hatten nur „die Trompeter- und Feldstücke" auswendig gelernt, während Jene nach Noten blasen konnten. Zu Ostern und zu Michaelis wurden große Zusammenkünfte gehalten, auf welchen die in die Innung einschlagenden zweifelhaften und streitigen Gegenstände geschlichtet wurden. Die Dresdener „Trompetergemeinschaft" maßte sich das Recht an, über alle dergleichen Streitigkeiten in höchster Instanz zu entscheiden, was aber im Jahre 1746 durch ein besonderes Rechtsurtheil von der Juristenfakultät in Jena gänzlich verworfen wurde. E. K.

Napoleon als Tänzer. — Marie Luise, die österreichische Kaisertochter und zweite Gemahlin Napoleon's I., war die einzige Frau, der zu gefallen sich der französische Imperator besondere Mühe gab. Napoleon war vierzig Jahre alt, als er um die Hand der Prinzessin warb, Marie Luise war kaum in ihr neunzehntes eingetreten. Sie war blond, von hohem Wuchse, und ohne hübsch zu sein, schmückten sie doch die Reize der Jugend. Der Kaiser war von dem Augenblicke der durch den Fürsten von Wagram in Wien stattgefundenen Unterzeichnung des Ehekontraktes an gegen seine Umgebung besonders leutselig und gütig. Auf seine eigene Person verwendete er größere Sorgfalt denn sonst; er beauftragte seinen Kammerdiener, seine Garderobe zu erneuern, ihm knappere Röcke von weniger auffallendem Schnitte machen zu lassen, ja, ihm sogar einen neuen Hut anzuschaffen! Doch gingen seine Bemühungen noch weiter. Eines Abends, als er

mit Murat, der Königin Hortense und seiner Nichte, der Prinzessin Stephanie, beisammen war, fragte ihn die Letztere boshafter Weise, ob er walzen könne.

„In der That," erwiederte Napoleon, „ich habe es nie bis zur zweiten Lektion bringen können, weil mich allemal, wenn ich mich zwei- oder dreimal herumgedreht hatte, ein solcher Schwindel befiel, daß ich nicht weiter konnte. Doch was soll die Frage?"

„Es ist schlimm, daß Eure Majestät nicht walzen können," meinte die Prinzessin. „Die deutschen Damen sind wahrhaft versessen auf diesen Tanz, und da die Kaiserin ganz gewiß den Geschmack ihrer Landsmänninnen theilt und keinen anderen Tänzer als Eure Majestät haben kann, so wird sie eines großen Vergnügens entbehren müssen."

„Mein Gott, Stephanie, Sie haben Recht!" erwiederte Napoleon, „freilich müßte ich walzen können! — Sie könnten mir übrigens ja alle Tage eine Stunde geben. Kommen Sie her, lassen Sie uns gleich anfangen, damit Sie sehen, wie ich mich dazu anstelle."

Der Kaiser steht auf, umfaßt seine Nichte und dreht sich einige Male mit ihr um, indem er den berühmten Luisenwalzer dazu summt. Aber kaum hat er ziemlich ungeschickt zwei oder drei Touren durch den Saal gemacht, als ihn schwindelt und er sich, um nicht zu fallen, an eine Konsole lehnen muß. Mit dem Tanzenlernen war es nichts. M. H.

Alte Schreibtinte. — Noch heute bewundert man die vorzügliche Tinte, deren sich die Mönche des Mittelalters bedienten, und bedauert, daß ihre Bereitung nicht mehr bekannt ist. Das ist ein Irrthum, denn ein sich Theophilus nennender Mönch aus dem 10. Jahrhundert gibt in einem noch vorhandenen Manuscripte die Darstellung der Tinte in folgender Weise an: „Um Tinte zu machen, schneide für Dich selbst im April oder Mai Holz von Dornbäumen, bevor sie Blätter oder Blüthen haben, binde es in kleine Bündchen

und lasse sie zwei, drei oder vier Wochen im Schatten liegen, bis sie einigermaßen trocken sind. Dann klopfe es mit hölzernen Schlägeln auf einem Stücke hartem Holz, bis sich die Rinde überall abschälen läßt, die sofort in ein Faß voll Wasser gethan wird. Hast Du nun zwei, drei, vier, ja fünf Fässer mit Rinde und Wasser gefüllt, so lasse sie acht Tage stehen, bis das Wasser allen Saft der Rinde aufgenommen hat. Dann bringe dieses Wasser in eine äußerst reine Pfanne oder einen Kessel und lasse es über dem Feuer sieden; von Zeit zu Zeit wirf etwas von der Rinde dazu, so daß der in ihr vorhandene Saft ausgekocht wird. Dies wiederhole, nimm die Rindenstücke wieder heraus, koche das Wasser auf ein Drittel ein, gieße es in eine kleinere Pfanne und siede es, bis es schwarz wird und sich zu verdicken beginnt, setze den dritten Theil reinen Wein hinzu, bringe Alles in zwei oder drei neue Töpfe und koche, bis sich eine Art Häutchen an der Oberfläche zeigt. Nun nimm die Töpfe vom Feuer und stelle sie in die Sonne, bis die schwarze Tinte sich selbst von der rothen Unreinigkeit reinigt. Dann nimm kleine, sorgfältig genähte Beutel aus Pergament oder Blase, schütte die reine Tinte hinein und hänge sie in die Sonne, bis sie vollständig eingetrocknet ist. Zum Gebrauche nimm davon, soviel als nöthig, löse es über gelindem Feuer mit Wein, setze ein wenig Vitriol hinzu und schreibe mit der Flüssigkeit. Ist jedoch durch nachlässige Bereitung die Tinte nicht schwarz genug, so nimm ein fingerdickes Stückchen der festen Masse, bringe es in Feuer, daß es glüht, und wirf es sogleich in die Schreibtinte." R.

König und Droschkenkutscher. — Auf besonders gutem Fuße stand König Ludwig I. von Bayern mit den Fiakern und Droschkenkutschern. Wenn er an ihren Standplätzen vorüberschritt, erhoben sie sich mit freudeleuchtenden Gesichtern vom Bocke und riefen ihm ihr: „Hab' die Ehr', Majestät!" zu, worauf stets der Gruß des Königs: „Grüß' Gott, Schwager!" erfolgte. Von einem Ge-

witter eines Tages überrascht, mußte sich der König eines Miethwagens bedienen und richtig fiel wieder seine Wahl, wie stets bei solchen Anlässen, auf die schäbigste Droschke, deren Roß in seinen Mußestunden als Modell für Studien in der Knochenlehre hätte dienen können. Am Schlosse angelangt, hielt der Droschkenkutscher vor dem Thore, durch das nur königliche Equipagen passiren durften, sprang vom Bocke, öffnete den Wagenschlag und wollte dem Monarchen beim Aussteigen behilflich sein.

„Warum fährst Du nicht in das Thor hinein? Ich will mich nicht vollregnen lassen," rief ihm der König zu.

„Na, Majestät," replizirte der Kutscher treuherzig, „i trau mi·nit. Da derf' i mit mein'm Zengl net eini (hinein), i thät' ja gestraft werden."

„Weißt Du was, Schwager," erwiederte der König, „ich denke, mit mir könntest Du's wohl probiren. Solltest Du aber doch gestraft werden, dann zahle ich die Hälfte."

Nun fuhr der Kutscher durch's Thor, wurde vom Posten, der natürlich nicht wußte, daß der König selbst im Wagen saß, pflichtschuldig notirt, erhielt durch's Stadtpolizeiamt später ein Strafmandat und mußte zahlen. Ludwig aber mußte das erfahren haben, denn eines Tages erschien er plötzlich am gewöhnlichen Halteplatz des Kutschers, zahlte ihm lachend die versprochene Hälfte der Strafe und noch einen Gulden extra. Pt.

Noch ein Vortrag. — Eine ergötzliche Scene spielte sich neulich auf einem Mecklenburger Kreistage ab. Die Berathungen waren beendet, schon hatten sich die meisten der Abgeordneten erhoben, da stellte der Vorsitzende die übliche Frage: „Hat noch einer der Herren etwas vorzutragen?" Da erhebt sich ein biederer Landmann und ruft entrüstet: „Ja woll, Herr Landrath, mer hebbe se minen Hoot (Hut) vertuuscht!" F. v. L.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9501

